

„Einen Platz unter den größten Schriftstellern einzunehmen, ohne jemals ein Buch verfaßt zu haben, ja selbst ohne an die Abfassung eines solchen je gedacht zu haben, das scheint unmöglich und ist doch der Frau von Sévigné begegnet.“ Mit diesen Worten pflegte der Vater Vallery-Radots, des Verfassers der jüngsten Sonderschrift über die berühmte Briefschreiberin, eine zusammenfassende Beurteilung derselben zu beginnen, durch die er sie den Sohn wollte kennen und lieben lehren. Er fuhr dann etwa folgendermaßen fort: Ihre Zeitgenossen kannten sie als eine durch ihren Geist wie durch ihre Stellung gleich ausgezeichnete Frau, heiter von Charakter, untadelig in ihrer Führung, treu ihren Freunden, voll abgöttischer Liebe zu ihrer Tochter. Aber kein Mensch hätte damals daran gedacht, daß sie dereinst an dem Ruhme der französischen Klassiker teilnehmen sollte, sie selbst sicher am wenigsten. Sie hat sich, ohne es zu wollen oder zu wissen, unsterblich gemacht durch einen durchaus intimen Briefwechsel, der, erst nachdem er lange den Augen des großen Publikums entzogen gewesen ist, heute für einen der kostbarsten Schätze und für eins der originellsten Denkmäler der französischen Litteratur gilt. Um sich nach der Verheiratung ihrer Tochter die Langeweile zu verkürzen, die ihr die Abwesenheit derselben verursacht, schreibt sie an dieselbe, froh oder traurig je nach dem Gegenstand, in der Ordnung oder vielmehr Unordnung, wie die Stoffe sich ihrer stets gleichmäßig laufenden Feder darbieten, hintereinander über die verschiedensten Dinge, die ernstesten und die frivolsten, einen Kleiderschnitt und einen Brand, den Tod eines Helden und eine Haartracht, einen Witz und philosophische Betrachtungen; dabei alles mit höchster Hingebung, geistreich, voll Phantasie und mit glücklichster Wahl des Ausdrucks. Ihre Mannigfaltigkeit ist staunenswert; vom familiärsten Geplauder erhebt sie sich zur leidenschaftlichsten Beredsamkeit; was in ihr oder vor ihr geschieht, sie läßt es in uns oder vor uns geschehen. Schildert sie einen Gegenstand, so sieht man ihn; erzählt sie einen Vorgang, so wohnt man demselben bei; läßt sie jemand sprechen, so hört man ihn selbst. Bei ihr ist alles wahr, alles real, alles lebendig, ja lebendig für immer: Mit der Unsterblichkeit beschenkt sie alles, woran sie rührt. Das ist nicht mehr Talent; das ist Zauberkunst. Ihre funkensprühende Feder ist ein Zauberring. Mögen auch nicht alle ihre Briefe von gleicher Vollendung sein, man macht es mit ihnen (wie sie selbst in einem köstlichen Vergleiche von Lafontaines Fabeln sagt) wie mit einem Korbe voll Kirschen: Man ißt zuerst die schönsten, und zuletzt ißt man sie alle.

In dieser Charakteristik findet sich im Kerne alles, was über Frau von Sévigné zu sagen ist, man braucht nur die Punkte einzeln auszuführen. Und das ist reichlich geschehen. Hatte es schon vorher nicht an Ausgaben, Auswahlen, Abhandlungen über

Form und Inhalt der Briefe, über die Personen, der Briefschreiberin sowohl wie derer, an die sie schrieb, und die sie erwähnte, gefehlt, so ist die Zahl und der Umfang solcher Arbeiten ungeheuer gestiegen, seitdem sich Ad. Régnier entschloß, die Reihe seiner großartigen Sammlung *Les grands écrivains de la France* im Jahre 1862 mit den Briefen der Frau von Sévigné zu eröffnen. Paul Mesnard beginnt die vierzehn starke Bände in Groß-Oktav umfassende Sammlung mit seiner ebenso umfangreichen wie geistvollen Abhandlung über alles Einschlägige; Band 12 enthält 620 Seiten Register und 200 Seiten Zusätze und Verbesserungen und Band 13 und 14 ein Wörterbuch über Besonderheiten der Sprache in den Briefen mit einer ziemlich umfassenden Einleitung über ihre Grammatik von E. Sommer. Und nur zehn Jahre vergehen nach der Vollendung dieser ausgezeichneten Ausgabe, die man allen Grund hatte für abschließend zu halten, da veröffentlicht Ad. Régnier zwei weitere Bände von Briefen, die der Lehrer an der juristischen Fakultät zu Dijon, Charles Capmas, in einer ganz zufällig entdeckten Handschrift gefunden hat. Diese Handschrift, die Capmas selber für das Original der früheren besten Handschriften, namentlich des sogenannten Grosbois, hält, ist mindestens eine unendlich viel sorgfältigere Abschrift aus dem gleichen Original wie diese, deren Schreiber zu denen gehört haben, die alles abschreiben und nichts lesen. Da es nun nicht mehr möglich war, die einschneidenden Textverbesserungen, die an der Hand des „Capmas“ möglich wären, in die große Ausgabe hineinzunehmen, so entschloß sich Ad. Régnier, um wenigstens ganz Neues dem großen Publikum nicht allzulange vorzuenthalten, in zwei Bänden außer einer ausführlichen Einleitung aus der Feder des Herrn Capmas (240 Seiten) 24 ganz neue Briefe, 19 Briefe mit ganz neuen Teilen und 127 Bruchstücke anderer Briefe zu veröffentlichen. Und nun vergeht kaum ein Jahr, in welchem nicht eine Handschrift über die Briefschreiberin erscheint. Die beiden besten Arbeiten der Art sind in zwei neuerdings erscheinenden Sammlungen enthalten, deren eine, bei Hachette et Cie. erscheinende, sich *Les grands écrivains français* nennt, und deren zweite, bei Lecène et Oudin erscheinende, *Collection des classiques populaires* heißt. Jede der beiden Sammlungen hat den Zweck, in je einem Bande über einen der großen Klassiker eine möglichst vollständige Charakteristik, namentlich aus Stellen seiner Werke zu geben, ohne Citate und Anmerkungen, also, wie die zweite ausdrücklich sagt, populär. In der ersten Sammlung hat Gaston Boissier seine „Mme. de Sévigné“ erscheinen lassen; er faßt besonders die schriftstellerische Seite ins Auge und, was seine Arbeit zu einem höchst empfehlenswerten Gegenstande des Studiums für uns Deutsche macht, er schreibt entzückendes Französisch. Die in der zweiten Sammlung erschienene „Mme. de Sévigné par R. Vallery-Radot“ achtet mehr auf die Thatfachen und zeichnet sich durch eine große Wärme aus, mit der sie geschrieben ist, ohne darum einer klaren Unparteilichkeit zu entbehren. Es sei hier ferner gleich ein Aufsatz erwähnt, den Paul Janet, der sonst durch philosophische Arbeiten mehr bekannt ist, im Jahre 1884 in zwei Abteilungen in der *Revue des Deux Mondes*, Band 65, S. 48—82 und S. 292—324 hat erscheinen lassen unter dem Titel „*Les lettres de Mme. de Grignan*“. Er macht den Versuch, aus den Briefen der Mutter diejenigen der Tochter teils in wörtlichen Bruchstücken, wo sie angeführt sind, teils aus sonstigen Bezugnahmen auf sie vermutungsweise herzustellen, „wie man die Fragmente der alten Klassiker gesammelt hat.“ Wirkliche Briefe der Frau von Grignan an ihre Mutter haben wir überhaupt nicht, sondern nur etwa 20 Briefe, die an

ihren Mann, ihre Tochter oder an Freunde gerichtet sind, und einige Geschäftsbriefe. Dieselben stehen im 10. Bande der großen Ausgabe. So interessant eine solche Arbeit, mit Gründlichkeit durchgeführt und von Liebe zum behandelten Gegenstande Schritt für Schritt geleitet, auch für jeden Freund der großen Briefschreiberin und ihres Kreises ist, so dürfen doch schriftstellerische Belege, die auf so unsicherem Wege gewonnen sind, nicht zur Grundlage einer Charakteristik genommen werden, die sonst nach unparteiischen Gründen sehr viel anders ausfallen muß. Gleich nach der Veröffentlichung der beiden Bände aus der Handschrift des Herrn Ch. Capmas hat ferner Ferdinand Brunetière in der *Revue des Deux Mondes* vom 15. November 1876, Band 18, S. 455—466 eine Anzeige der beiden Bände unter dem Titel „Un manuscrit retrouvé. Lettres inédites de Mme. de Sévigné“ erscheinen lassen, die über die Veröffentlichung der Briefe überhaupt, sowie zur Charakteristik der Frau von Sévigné manches Interessante bietet. Und nun hat man alle einzelnen Seiten ihres Lebens und ihres ganzen Kreises in Sonderschriften behandelt. La Briève schreibt „Mme. de Sévigné en Bretagne“; Combes, „Mme. de Sévigné historien“; M. Gréard, „Mme. de Sévigné envisagée comme éducatrice“; der Arzt P. Menière veröffentlicht in der *Gazette Médicale de Paris*, Année 1862 einen langen Aufsatz (142 Seiten groß 8°) „Les consultations de Madame de Sévigné“, und so groß erscheint das Bedürfnis nach so eingehenden Sonderarbeiten, daß der Sohn desselben einen Sonderabdruck davon noch in demselben Jahre, Paris, Librairie Médicale de Germer-Baillière, herausgibt. Wohl im Hinblick auf diese Arbeit sagt F. Brunetière a. a. O. sehr bezeichnend, die Physiologie und die Gesundheitspflege eines Schriftstellers seien nachgrade Kapitel geworden, die man von einer Charakterisierung seines Talents nicht glaube trennen zu können. So hat sich ein Journalist die Mühe gegeben, die Geschmacksrichtung der Frau von Sévigné in Bezug auf Speisen und Getränke festzustellen. Endlich hat, durch seine verwandschaftlichen Beziehungen und die leichte Zugänglichkeit von Familien-Archiven bewogen, der Marquis von Saporta i. J. 1889 unter dem Titel „La famille de Madame de Sévigné en Provence“, Paris, bei E. Plon, Nourrit et Cie. eine 400 Seiten lange Schrift erscheinen lassen, von der er 1887 schon eine Skizze in der *Revue des Deux Mondes* bekannt gemacht hatte und in der er viel aktenmäßigen Stoff bietet, z. B. die sämtlichen Schulden der Familie des Grafen von Grignan, des Schwiegersohnes der Frau von Sévigné.

So entstehen immer neue Arbeiten über diesen ganzen Stoff und jede wird umfangreicher, obgleich jede mit einer Versicherung anfängt, wie sie Charles Nisard schon dem Teile seiner *Histoire de la littérature française*, der über Frau von Sévigné handelt, vorangeschickt hat, nämlich, was man über Frau von Sévigné sagen könnte, das nicht schon gesagt wäre; oder wie sie Gaston Boissier an die Spitze der Vorrede seines oben genannten Werkes setzt, es scheine schwierig, heute noch von Frau von Sévigné zu sprechen; so viel habe man schon über dieselbe gesprochen. Ja, gesprochen hat man viel, aber nicht bei uns in Deutschland also nicht in deutscher Sprache. Und dies ist der Grund, der mich veranlaßt hat, einmal einen Versuch einer neuen, ganz deutschen Charakteristik der Frau von Sévigné zu machen. Eine in Deutschland erschienene Ausgabe ihrer Briefe giebt es nicht, in folge dessen auch keine Erklärungen sachlicher Schwierigkeiten. Die Auswahlen aus ihren Briefen, die man als in Deutschland erschienene bezeichnen könnte, beschränken sich auf eine verschwindend kleine Zahl, oft nicht ein-

mal charakteristischer Briefe, und zwar, soweit ich sie kenne, ohne Erklärungen der oft ganz unverständlichen Anspielungen und Beziehungen. Von Übersetzungen habe ich bis jetzt die (in Régniers Ausgabe) von P. Mesnard und auch sonst oft als älteste deutsche genannte, 1818 in Brandenburg erschienene, nicht bekommen können. Dagegen hat der verdienstvolle Lotheisen im Jahre 1884 in der Spemannschen Sammlung eine Übersetzung ausgewählter Briefe herausgegeben. Er ist denn auch der einzige, der in deutscher Sprache über die große Briefschreiberin und ihren Kreis gehandelt hat. In seiner Geschichte der französischen Litteratur des siebzehnten Jahrhunderts hat er ihr 37 Seiten des dritten Bandes (S. 265—302) ausschließlich gewidmet, und von seinen köstlichen Aufsätzen „Zur Sittengeschichte Frankreichs“ behandeln zwei denselben Gegenstand, „Eine Schlofsherrin aus der Bretagne“ und „Des Hauses Grignan Glück und Ende“. Aber grade diese Arbeiten haben mich veranlaßt, den nach einem Lotheisen nicht leichten Versuch zu machen, eine litterarhistorische Abhandlung über denselben Gegenstand zu liefern, die in deutscher Sprache, sogar mit übersetzten Anführungen aus den Briefen, etwa in dem Umfange der vorliegenden Arbeit eine Charakteristik der Frau bringen sollte, die für jeden Interessanten bieten könnte, ohne für den Kenner des Französischen und der französischen Litteratur, ja der Frau von Sévigné selbst, ganz unbeachtenswert zu sein. Die unerheblichen Irrtümer, die Lotheisen mit untergelaufen sind, richtig zu stellen, bedurfte es nicht einer so umfangreichen Arbeit; aber eine mehr berichtende, beurteilende, ganz auf dem Boden der gesamten zeitgenössischen Welt stehende Charakteristik, wie sie Lotheisen giebt und für ein Werk wie das seinige notwendig geben mußte, ist meinem Gefühle nach nicht im stande, uns eine Frau lebendig vorzuführen, deren ganze Berühmtheit auf einem unendlich großen, aus unendlich vielen ganz kleinen Mosaikplättchen zusammengesetzten Gemälde beruht, das nicht weniger und nicht mehr als die Geschichte ihrer Zeit in außerordentlich lebhaften Farben darstellt. Aus Kleinmalerei soll das Bild der großen Kleinmalerin bestehen, das ich geben möchte, etwa wie es von den französischen Schriftstellern in den obengenannten Werken gegeben worden ist. Zugleich habe ich die Gelegenheit benutzen wollen, denjenigen, die sich nach mir mit demselben Gegenstande eingehender beschäftigen wollen, die große und recht unerquickliche Mühe bei der Auffindung der einschlägigen Bibliographie zu ersparen. Diese Mühe haben wir Deutschen immer, wenn nur von Franzosen Vorarbeiten vorliegen, da diese bekanntlich in wissenschaftlicher Weise bibliographisches Material nicht geben und nicht geben dürfen, wenn sie in Frankreich von irgend einem Menschen gelesen werden wollen. „Sie wollen weniger erhoben, doch fleissiger gelesen sein“. — Ich auch.

Der äußere Verlauf des Lebens der Frau von Sévigné bietet durchaus nichts besonderes etwa gar romantisches, wie man erwarten könnte. Sie ist am 5. Februar 1626 aus einer vornehmen Burgundischen Familie geboren. Der Irrtum, den sie selbst veranlaßt hat, indem sie sich einmal als 1627 geboren bezeichnet, ist durch Einsicht in die Kirchenbücher berichtigt worden. Das alte Stammschloß Rabutin lag in der Grafschaft Charolais. Der Name Chantal kam von einer der Familie gehörigen Baronnie bei Autun hinzu, und die Rabutin-Chantal waren der ältere Zweig der Rabutin. Von den vielen Schlössern, die der Familie in Burgund gehörten, war Bourbilly bei Sémur in der Côte d'or der Stammsitz dieses Zweiges. Marie von Rabutin-Chantal wurde zu Paris geboren. Wie ein Trauerschleier liegt's über ihrer Jugend. Sie bildet mit zwei Cousinsen die

letzten Sprossen des alten Hauses, das es an Alter des Adels mit den Montmorency aufnehmen zu können behauptete. Ein männlicher Sproß war nur in der Nebenlinie der Rabutin-Bussy vorhanden in dem berühmten Vetter der Frau von Sévigné, Roger de Bussy, dem großen Verleumder, der seine *Histoire amoureuse des Gaules* mit achtzehnjähriger Verbannung von Paris auf seine Burgundischen Güter und mit dem Verlust des eifrigst erstrebten Ranges eines großen Generals büßen mußte. Ihr Vater war Celse-Bénigne, jener Sohn der „heiligen Chantal“, der sich, der dreizehnjährige Knabe, als sie ihre Familie verließ, um sich ganz den Klöstern der „Heimsuchung“ zu widmen, die sie, etwa 80 an der Zahl, gegründet hat, ihr in der Thür vor die Füße warf und ihr zurief, nur über seine Leiche würde sie ihr Haus verlassen. Sie seufzte; aber sie verließ ihr Haus, über den Knaben wegschreitend. Ihre Mutter war Marie de Coulanges, aus weit weniger vornehmer Familie; der Vater derselben war Salzsteuer-Pächter gewesen. Aber alles Gute, was Marie de Chantal bis in ihr hohes Alter erfahren hat, hängt mit dieser „an Ehren und Vorzügen reichen“ Familie zusammen. Von der Familie ihres Vaters hat sie wenig gehabt, ausgenommen freilich ihre Hoffähigkeit, jenes so sehr erstrebte und erwünschte und doch so verderbliche Vorrecht des damaligen Adels. Ihr Vater fiel schon 1627, als sie anderthalb Jahre alt war, in einem Kampfe gegen die Engländer bei La Rochelle; ihre Mutter verlor sie 1633 im Alter von sieben Jahren. Nachdem sie 1634 auch ihre Großmutter mütterlicherseits verloren hatte, liefs der Tod des Großvaters von derselben Seite sie im Alter von zehn Jahren 1636 ganz ohne Stütze. Ihre Grossmutter väterlicherseits, nun ihre nächste Verwandte, war eben jene „heilige Chantal“, die ihre eigenen unmündigen Kinder verlassen hatte. Wie sollte sie sich durch eine Enkeltochter in ihrem heiligen Werke stören lassen? Sie befand sich 1636 grade auf einer großen Besichtigungsreise zu ihren Frauenklöstern. So trat ein Familienrat zusammen, um ihr einen Vormund und Erzieher zu geben. Da war es denn ein großes Glück für sie, daß sie keinen Bruder hatte, für den, zur Erhaltung des Mannesstammes, ein möglichst großer Teil des gesamten Familiengutes gespart werden mußte. Sonst wäre ja die Versorgung und Unterbringung der zehnjährigen Waise ohne viel Kopfzerbrechens den Weg gegangen, der selbst bei Lebzeiten von Vater und Mutter für die Töchter der Adelsfamilien vorgezeichnet war. Sie gingen, zum Teil schon im Alter von fünf Jahren, in ein Kloster, zuerst nur zur Erziehung und Ausbildung, dann aber um den Schleier zu nehmen und nicht wieder abzulegen. Vor diesem Schicksal bewahrte die junge Marie de Chantal ihr reiches Erbgut. Einer von den Brüdern ihrer Mutter, Christophe de Coulanges, Abt in der bei Paris reizend gelegenen Abtei Livry, wurde vom Familienrate zu ihrem Vormunde bestimmt, und dieser „Herzensgute“ war ganz der Mann, ihre Erziehung zu leiten und ihr Vermögen zu bewahren und zu vermehren. Seine Sparsamkeit und seine Leidenschaft, Einkünfte sorgfältig zu verwalten und zu verrechnen, erstreckte sich auch auf fremdes Vermögen. Das einzige Vergnügen, das er hatte, „das für die Mauerkelle“, d. h. das, daß er gern baute, vermochte nicht den Sieg über jene Sparsamkeit davonzutragen. Für die Erziehung und Bildung seines Mündels sparte er nicht. Nur wer des besten Rufes als Gelehrter und Lehrer genoß, war ihm als Lehrer für sie gut genug, Chapelain und Ménage. Beide spielten ja nach unserem Gefühle in dem damals geführten Kampfe der Schulen um die Herrschaft in Künsten und Wissenschaften eine bisweilen etwas lächerliche Rolle.

So Chapelain, wenn er von Molière sagte, um vor dem Könige den Vorschlag einer Jahresrente von 1000 Fres. für ihn zu rechtfertigen, er kenne das Wesen des Komischen und führe es in natürlicher Weise aus; die Erfindung sei in seinen besten Stücken zwar nur nachgeahmt, aber mit Urteil; seine Moral sei gut, nur vor Possenhaftigkeit habe er sich zu hüten. So, wenn er dem Corneille ein mäfsiges Talent zusprach und Racine einen jungen Mann nannte, der eine nicht üble französische Ode, die er gemacht, nach seinen Vorschlägen (Chapelains) verbessert habe. Und doch war es nur die allgemeine Ansicht der Zeit, die Ménage in den Versen über Chapelain zum Ausdruck brachte:

„Ein wundervoller Mann; sein Geist, dem keiner gleich,
Verdunkelt durch sein Licht das Sonnenstrahlenreich“.

Ein solches Lob, von den urteilsfähigsten Leuten gespendet, mußte ja wohl in dem Manne eine Eitelkeit erregen, von der es kein schlagenderes Beispiel giebt als einen Brief, den er an Frau von Sévigné schrieb, als sie durch die bei Fouquet gefundenen Briefe von ihrer Hand stark bloßgestellt war und sich verteidigen mußte. Er schreibt, was er seinerseits zu ihrer Rechtfertigung alles gethan habe; aber die vier Sätze, aus denen der Brief, abgesehen von zwei einzeiligen Zwischensätzen, besteht, fangen alle mit ich an. „Ein Brief ist ein Bild“; auf dem Bilde dieses Briefes steht ganz im Vordergrund der grofse Chapelain, im Hintergrunde sieht man eine ganz kleine Frau von Sévigné. Dies war der eine der beiden Erzieher, der regelmäfsigste, achtungswerteste und langweiligste Biedermann, wie ihn Sainte-Beuve nennt. Daneben steht Ménage, der kokette, aufgeputzte Gelehrte, der immer pointiert geistreich sprach, der von sich bei jeder Gelegenheit den Witz machte, er verstehe sich auf drei Dinge: frische Eier, Reinettenäpfel und Freundschaft. Wie bei allen seinen zahlreichen Schülerinnen aus den Kreisen des höchsten französischen Adels, versuchte er es auch bei Frau von Sévigné, ihre Liebe zu gewinnen, als sie verwitwete, und wurde mit demselben Lächeln abgewiesen, wie alle andern. Seine wie Chapelains umfassenden Kenntnisse auf allen Gebieten fast aller einigermaßen bekannten Litteraturen, kamen der begabten Schülerin zu gute. Sie lernte italiänisch, spanisch, lateinisch. Sie las den Sallust in der Übersetzung, war aber im stande, ihrer Tochter den Tacitus im Urtext zu erklären und sie auf die Harmonie seiner Perioden aufmerksam zu machen. Sie liest den Vergil „in der Majestät des Urtextes“, sie versteht Tassos „Befreites Jerusalem“ und den „Rasenden Roland“. Sie kennt Ciceros Briefe und vergleicht sogar einmal die ihrigen mit jenen. Ein Punkt, der mit Stellen aus den Briefen nicht so zu belegen ist, bietet doch grade heutzutage ein besonderes Interesse. Chapelain und Ménage waren beide hervorragende Grammatiker; sie nahmen den ersten Platz unter der grofsen Zahl derjenigen, Gelehrten wie Laien, ein, die sich an der gewaltigen Arbeit jener Zeit beteiligten, die französische Sprache zu reinigen. Frau von Sévigné stand mitten in dieser Arbeit und ist gewifs nicht unbeteiligt daran. Das zeigt wenigstens die angeführte Stelle, wo sie ihre Tochter auf besonders harmonisch gebaute Perioden bei Tacitus aufmerksam macht; interessant ist hier ein Wort des Pater Bouhours, der damals schrieb, man solle beim Streit um die wahre Form oder Bedeutung eines Wortes, um die richtige Form einer Redewendung den gebildeten Frauen die Entscheidung überlassen, da ihre Sprache von selbst immer richtig, angemessen und natürlich sei. Und galant, wie er war, fügt er hinzu, wenn

die Natur selbst eine Sprache annähme, es würde die der edlen Frauen sein. Auch Molières Verse:

Herrscht die Grammatik doch bis zu dem Thron hinauf,
Weist mit erhobner Hand der Sprache ihren Lauf.

sollen sich nur im Munde der „Gelehrten Frau“ lächerlich ausnehmen.

Hat nun Frau von Sévigné auch fleißig Grammatik treiben müssen, so wäre mindestens das eine bewiesen, daß die Beschäftigung mit derselben, selbst mit der einer fremden Sprache, den Stil nicht notwendig verdirbt. Ein weiteres wesentliches Bildungsmittel, vielleicht das wesentlichste grade für die Eigenart ihrer Bildung, war der Umgang. Ménage erzählt einmal, ein Herr de Varillas habe ihm gesagt, von zehn Dingen, die er wisse, habe er neun in der Unterhaltung gelernt; und fügt, natürlich sofort auf sich selbst kommend, hinzu, er könne von sich ungefähr dasselbe sagen. Und wenn der Stil in den Briefen der Frau von Sévigné schon ohne Zweifel der des guten Unterhaltungstons geistvoller Menschen ist, so sagt sie über den Stoff selbst, sie habe ihn fast ganz in der Unterhaltung gefunden. Wenn ihr beim Schreiben die Feder ins Stocken geriet, so stand sie auf und ging in Paris bei ihren Freunden und Freundinnen umher und sammelte Stoff, und wenn sie wiederkam, war sie um die Fortsetzung des Briefes nicht in Verlegenheit. Dies ist der Punkt, in welchem die Briefe der Frau von Sévigné für die Schule und für den Unterricht überhaupt von Nutzen sein können, nicht als angestaunte Vorbilder, sondern als Muster, die, grade in ihrer Entstehung nachgeahmt, zu lehren imstande sind, wie man Briefe schreiben muß. Welche Schwierigkeiten macht nicht selbst den Schülern der oberen Klassen, und auch Studenten noch, die Abfassung eines guten, vernünftigen Briefes? Aber wo wird ihnen auch Belehrung über die Abfassung zu Teil? Liegt doch die Schwierigkeit, die sie finden, grade darin, daß sie ihre Briefe nach dem Muster der Aufsätze anfertigen wollen. Da soll eine Einleitung sein, die mit einem allgemeinen Gedanken beginnt und zum Thema des Briefes überleitet. Und da es weder ein solches noch einen geordneten Inhalt eines Briefes geben kann, so glaubt der Schreiber, er sei persönlich von der Natur mit der Begabung, einen guten Brief zu schreiben, nicht bedacht worden. Und wenn ein Brief, um dem Drängen des Empfängers nachzugeben, wirklich fertig ist, dann soll ein stilvoller Schluß hintenangesetzt werden. Und an den fügt sich dann freilich die Unterschrift mit ihren stehenden Formeln ebenso schlecht, wie eine stilisierte Einleitung an die formelhaften Überschriften. Freilich kann das Briefschreiben im Unterrichte schlecht, in der Schule überhaupt nicht an wirklichen Briefen, die die Schüler schreiben, gelernt werden. Denn da schreibt eben doch niemand einen Brief, sondern es wird ein Aufsatz über ein festes Thema mit einer Anrede darüber und einer Unterschrift darunter. Aber schon der bloße Wink, man möge mit der ersten besten Sache anfangen, ist viel wert; mehr freilich die Unterlassung so alberner Vorschriften wie die leider noch häufig gegebene, man solle nicht mit „ich“ anfangen. Womit aber angefangen werden soll, das wird leider nicht gesagt. Man lese eine tüchtige Anzahl Briefe bedeutender Leute, die der Frau von Sévigné in F. Lotheisens Übersetzung, und schreibe darauf los, wie sie. Das ist die beste Regel, wie man einen Brief schreiben soll.

In dem Umgange, den eine Frau wie Frau von Sévigné hatte, mußte mit Notwendigkeit das Hôtel Rambouillet eine erhebliche Rolle spielen. Wir können natürlich

nicht an jenes Hôtel Rambouillet denken, welches zuletzt herabgesunken war zu einem kleinen Kreise, der die feinste Lebensart und die Schönrednerei als sein ausschließliches Feld betrachtete, und doch nichts that als einen ungeheuren Mißbrauch mit weit hergeholten Übertragungen und präntiösen Redensarten trieb, der unter dem Gelächter der Zuhörer von Molières *Précieuses ridicules* zusammenbrach; wir meinen jenes alte Hôtel Rambouillet, in welches sich edle Frauen vor den ehr- und sittenlosen Manieren und Worten, denen man in den besten Kreisen von damals, ja bei Hofe selbst ausgesetzt war, flüchteten und Männer nachzogen sowohl solche, die in dem idyllischen Leben dort ein Spiegelbild ihres eigenen Innern fanden (doch war deren Zahl die kleinste) als auch namentlich solche, die, wie sich denn die Gegensätze berühren, müde des rohen Lebens, das sie bis dahin geführt hatten, mit Leidenschaft von den gefühlvollen Streitigkeiten lesen und erzählen hörten, deren Preis die Liebe war. D'Urfés Hirtenroman „Asträa“ führte graden Weges ins Hôtel Rambouillet. Eine Frau von so natürlichem Taktgefühl wie Frau von Sévigné vermied es ohne Mühe, in die Fehler der „Pretiösen“ zu verfallen, obgleich sie unbedenklich zu ihnen gerechnet wurde, so daß Somaize sie in sein Wörterbuch der Pretiösen aufgenommen hat; was sie von ihnen gelernt hat, war das Beste und Ursprünglichste, was es im Hôtel Rambouillet gab, das rechte Maßhalten und ein vornehmes Zartgefühl, mit einem Worte, die wahre Anmut. Der Umgang, den sie dort fand, zu dem ja zeitweise das Bedeutendste gehört hat, was Frankreich in seinem großen Jahrhundert an Geistesreichtum, Gelehrsamkeit und Kunst zu bieten vermochte, war namentlich bestimmend für den letzten Punkt ihrer Bildung, die Lektüre. Sie war von jeher „eine gewaltige Bücherfresserin“ gewesen. Am meisten liebte sie die Romane, selbst die vielbändigen Schäfer- und Ritterromane; eine Clélie, Cléopâtre, ein Cyrus, eine Asträa schreckten sie so wenig, daß sie dieselben sogar in hohem Alter und trotz Boileaus vernichtender Kritik zu wiederholter Lektüre hervornahm. Aber sie las auch Bücher, die ein ernstes Studium erfordern, so Plutarchs *Moralia*, die sie sogar bewundernswert findet, so den Josephus, so d'Arnaulds *Préjugés*, sogar den Alcoran. „Es gab kein Land, dessen Litteratur sie nicht streifte“. Mit derjenigen ihrer Zeit beschäftigte sie sich selbstverständlich am liebsten. Sie liest P. Maimbourg „trotz seines Hundestils“, Nicole, „der sie gruseln macht“, Rabelais, „bei dem sie vor Lachen platzen möchte“. Sie liest namentlich Corneilles „schöne Komödien wie *Polyeucte* und *Cinna*“, Boileau, Sarrazin, Voiture „wiederholentlich, ohne sich zu langweilen“, und sie empfiehlt ihren Kindern und Enkelkindern dasselbe eifrige und gründliche Lesen bei jeder Gelegenheit und begreift nicht, wie ihre Tochter beim Josephus in der Mitte aufhören kann. Über den erziehlichen Erfolg des Lesens von Romanen wagt sie nicht ein Urteil abzugeben. Sie selbst liebt diese Lektüre ungemein, und ihr Lebenslauf hat nichts tadelnswertes aufzuweisen. Sie meint, ein junges Mädchen könne wohl an der Kleopatra, ein junger Mann an den Helden desselben Romans ein Vorbild finden. Wenn die Romane den einen oder den andern verdorben haben sollen, wer weiß, ob er ein Fünkchen besser wäre, wenn er gar nicht lesen könnte? Am angelegentlichsten empfiehlt sie zum Studium immer Werke der Geschichte „bis hinab zur türkischen“. Sie beklagt die Schülerin, der man dabei, wie einem widerspänstigen Kinde bei bitterer Medizin, „die Nase zuhalten muß, um sie zum Schlucken zu zwingen“.

Endlich fehlte ihrer Bildung auch die Bekanntschaft mit den Künsten nicht. Aus ihren Urteilen und Vergleichen geht hervor, daß sie zu zeichnen und wohl auch zu malen

verstand. Sie singt gern und komponiert sogar. Eine kleine Canzonetta, die ihr Ménage nach Les Rochers geschickt hat, und die sie allerliebste findet, versucht sie zuerst unter eine der ihr bekannten Melodien zu legen, und da dies nicht recht gelingen will, geht sie daran, selbst eine neue Melodie dazu zu komponieren; „so drängt es sie, die Canzonetta zu singen.“ — Daß Frau von Sévigné zu tanzen verstand, beweist die von ihrem schmäh-süchtigen Vetter Bussy mit so viel Behagen erzählte Geschichte von einem Falle, wo der König mit ihr getanzt hat, und wo sie über diese Auszeichnung ihre Ruhe im Urteil soweit verlor, daß sie den Ausruf that, der König habe doch hochbedeutende Eigenschaften und würde dereinst den Ruhm seiner Vorgänger verdunkeln; ja es habe nicht viel gefehlt, fügt Bussy hinzu, daß sie mitten im Ballsaal geschrieen hätte: Es lebe der König! Daß sie auch zu reiten verstand, braucht kaum bewiesen zu werden. Die Vergleiche aus diesem Gebiete sind die häufigsten von allen, die sie anwendet. Sie „wirft gern ihrer Feder die Zügel über den Hals“, sodaß dieselbe „in dauerndem Galopp geht“. Wie sie nicht umhin kann, einmal ein Gedicht Tassos unbedeutend zu finden, antwortet ihr Chapelain, den sie um Auskunft fragt, auch mit einem sehr speziellen Bilde aus der Pferdezucht: darum werde der ganze Dichter nicht schlechter; man wird doch einem Rennpferde dafür, daß es einmal ins Stolpern gekommen ist, nicht gleich die Sprunggelenke durchschneiden.

Wenn dies die Mittel waren, die die Bildung der Frau von Sévigné hauptsächlich geleitet haben, so wurde ihr Charakter durch „den Strom der Welt“ gebildet. Wie dieser Strom floß, davon giebt das Leben am Hofe des „Sonnenkönigs“ das Beispiel. Und zu diesem Hofe hatte sie als Fräulein von Rabutin-Chantal und nicht minder als Frau von Sévigné Zutritt. Die reiche Gelegenheit, die sie fand, diesen Hof gründlich kennen zu lernen, hat in ihre Briefe wertvollen Stoff zur Beurteilung jener Zeit gebracht.

Fragen wir, was bei einer Frau um so berechtigter ist als sie nur durch ihre persönlichen Mitteilungen über sich und ihren Kreis berühmt geworden ist, nach ihrem Äußeren, so haben wir zwei Arten von Bildnissen von ihr, die sich zu widersprechen scheinen, die von Künstlerhand geschaffenen Gemälde, vor allen das Pastellbild von Nanteuil, und die Beschreibungen ihrer Zeitgenossen. Die Gemälde sind nicht vorteilhaft für sie. Freilich haben wir keins aus der Zeit, wo sie mit zwanzig Jahren in ihrer Blüte stand. Aber es hat wohl in ihrem Gesicht etwas gelegen, was bei der Beurteilung der reinen Äußerlichkeiten nicht eben schön zu nennen war; und das war es, was die Gemälde zu ihren Ungunsten gestalten mußte. Aber daß sie doch unter vielen Frauen von hervorragender Schönheit aufgefallen sein muß, beweist die große Zahl ihrer Verehrer, die zu den schönsten und berühmtesten Männern des Hofes gehörten, und sich um sie bemühten, als sie von 26 Jahren verwitwete. Einige hatten es auch schon vorher gethan. Das beweist auch ein Wort von ihr selbst. Man sagte ihr einst, ihre Enkelin Pauline von Grignan ähnele ihr sehr, und darauf schreibt sie: „Bin ich denn je so hübsch gewesen? Man sagt, ich war es in hohem Maße.“ Ein Wort aus dem vorteilhaftesten beschreibenden Bilde von ihr, welches uns Frau von La Fayette, ihre beste Freundin, entworfen hat, klärt den Widerspruch auf. Sie schreibt: Während sonst glänzende geistige Eigenschaften nur auf das Ohr der Umgebung Eindruck machen können, entzücken sie bei Frau von Sévigné sogar die Augen; ihre Gesichtsfarbe und der Glanz ihrer Augen gewinnen durch jene. Und diese beiden Dinge sind es grade, die auch ihr Vetter Bussy bewundert, wo er sie ganz äußerlich bespricht und sagt, sie hatte blondes Haar, fein aber dicht, Augen voll Feuer,

eine wundervolle Gesichtsfarbe von einem Glanz und einer Frische, wie man sie nur beim Aufgang der Morgenröte auf den schönsten Frühlingsrosen zu sehen bekommt. Dabei mochte man es dann übersehen, das ihre Nase an der Spitze etwas zu breit, ihr eines Auge blau, das andere braun war, beide etwas zu klein. So machte sie mehr Eindruck als andere Frauen, deren Schönheit ohne Makel war, so konnte sie der Abt Arnauld in der Mitte ihrer beiden Kinder mit „Latona zwischen Apoll und Diana“ vergleichen; so konnte Frau von La Fayette sagen, wenn man sie sprechen hört, muß man ihr die vollkommenste Schönheit zugestehen.

So trat sie in die Welt hinaus. Zu den geschilderten Vorzügen ihrer Persönlichkeit kam ein Vermögen von 530 000 Frcs., das mindestens 2 Millionen von heute entspricht; und so nimmt es nicht Wunder, daß mancher schöne und einflußreiche Mann sich im Stillen das Glück ausmalte, an der Seite der reichen Burgundischen Erbin als Ehemann zu leben. Der erste, der im Ernste daran gedacht zu haben scheint, um ihre Hand anzuhalten, war ihr Vetter, der Graf von Bussy-Rabutin, „die schmähsüchtigste Feder“ und Zunge von ganz Frankreich, aber auch in gutem Sinne das Bild eines Ritters seiner Zeit. Im Alter von 16 Jahren wird er Soldat und zeichnet sich durch Kaltblütigkeit und Tapferkeit aus. Der Achtzehnjährige übernimmt das Regiment seines Vaters; von 20 Jahren ist er Oberst; bald befehligt er im Heere Turennes die gesamte leichte Reiterei. Zwischen durch ficht er die in Mode stehenden Duelle aus und hat seine galanten Abenteuer. Niemand, er selbst am wenigsten, zweifelt daran, daß er in kurzer Zeit zu den bedeutendsten Generalen Frankreichs gehören wird. Aber das genügt ihm nicht. Ihm ist nicht wohl, wenn man nicht von ihm spricht; der Grund, weshalb man es thut, ist ihm ganz gleichgültig. Da beginnt das Drängen einer neuen Zeit; Sitten und Meinungen ändern sich, schon heben sich einzelne Persönlichkeiten aus der großen Masse ab, die berufen sind, im Vordergrund der neuen Zeit zu stehen. Bussy muß natürlich unter ihnen sein. Er beteiligt sich an der Litteratur, welche anfängt eine Macht zu werden. Auch hier hat er Glück; es gelingen ihm einige Verse und ein Roman; er wird Mitglied der Akademie. Inzwischen verfaßt er seine „Histoire amoureuse des Gaules“, in welcher er in seiner Weise die einflußreichsten Personen des Staats behandelt, das heißt bloßstellt; er spottet über alles, nichts ist ihm achtungswert. Seine Gemälde enthalten nichts ganz Genaues, aber auch nichts ganz Falsches. Er giebt soviel Lügenhaftes, daß die Bosheit Stoff findet, und soviel Wahres, daß auch die Freunde des Gezeichneten ohne Gewissensbisse darüber lachen können; und im ganzen genommen sind seine Bilder immer ähnlich. Aber grade das reizt den Zorn seiner Opfer. Ohne seine Absicht erscheint dies Werk 1665 plötzlich im Druck, und sein Schicksal ist besiegelt. Dreizehn Monate steckt man ihn in die Bastille, dann wird er auf seine Güter in Burgund verbannt und in sieben Jahren erlangt er keine Gnade. Er will es nicht gern zugeben, daß dies für ihn dem Todsein gleichkommt; aber grade aus seinen resigniert scheinenden Wendungen spricht die Ungeduld am deutlichsten. Wie konnte es auch anders sein bei einem Manne, dem es weit weniger auf Ruhm als auf Skandal ankam? Die Mittel, die er zu seinem Troste anwandte, sind bezeichnend für ihn. Er richtete sich eine Galerie der größten Generale Frankreichs ein und — hängte sein eigenes Bild mitten unter sie. Sonst hatte er nur einen Grundsatz für Verbannte, nämlich sich auf jede Weise zu erhalten, um im Augenblicke der Begnadigung so genußfähig wie möglich

für das neue Glück zu sein. Und nach diesem Grundsatz handelte er, indem er namentlich seine Gesundheit, die er in manchem frivolen Handel leichtsinnig in die Schanze geschlagen hatte, in überlegter Weise schonte, vor allem die Nerven. Als sein bester Freund, der Marquis de Vardes, gestorben war, meinte er, er wolle ihn in Ehren betrauern, dann aber nur darauf denken, ihm so spät wie möglich zu folgen. — Dieser Verwandte war, wie gesagt, einer der ersten, von dem wir wissen, daß er auf die Hand Marieens de Chantal reflektierte. Sein Vater, der wohl in erster Reihe erwog, daß der junge Oberst in seiner Vermögenslage schon ziemlich beengt war, fand, daß er allen Grund habe, sich in seine Cousine zu verlieben. Warum aus der Sache nichts geworden ist, wissen wir nicht. Die einzige Nachricht, die wir darüber haben, ist die von Bussy selbst; und wie sollte er, der so leichtfertig mit der Wahrheit umging, sie grade bei einem Korbe, den er sich geholt hat, genau sagen. Er giebt an, er sei durch ihre etwas freien Manieren, durch ihre leichtfertige Art zu handeln beunruhigt worden und habe sie, als das niedlichste Mädchen von der Welt, zur Frau jedem andern empfohlen. Es mag mit dieser Behauptung sein wie mit fast allen des großen Spötters: Marie de Chantal war ohne Mutter erzogen worden und früh genug in die große Gesellschaft ihrer Zeit gekommen, wo es „sehr galant“ zugeht und man sich wenig Zwang anthut. Männer und Frauen, deren Beziehungen zu einander jedermann kannte, verkehrten da offen und ohne Rückhalt. Gab es doch unter den großen Damen damals viele, bei denen jede Huld ein Handel war. Eine Gräfin d'Olonne und eine Herzogin von Châtillon, beide aus den besten Familien des Landes und verheiratet, wechselten mit ihren Günstlingen nicht nur nach Launen, sondern nach ihrem Bedürfnis nach Geld, und ein Steuerpächter ohne Adel und Ansehen konnte „ihre höchste Liebeshuld“ für zwei tausend Pistolen erkaufen, und zwar wie bei jenen Frauen der römischen Verfallszeit, *non sine conscio marito decorum pretiosus emptor*. Ob solcher Verkehr auf die Fünfzehnjährige viel schädlichen Einfluß gehabt hatte? „Es ist eine sehr heikle Frage bei der Erziehung der jungen Mädchen, ob man ihnen besser alles sagt oder alles verbirgt“. In der Forderung, alles zu sagen, begegnen sich Rousseau, Jean Paul und — Emile Zola. Genug, Vetter Bussy bekam sie nicht; sondern ein anderer, der ihm in vieler Beziehung ähnlich, im ganzen ganz gewiß nicht besser war, Henri de Sévigné, ein Edelmann aus der Bretagne. Jung und von angenehmem Äußern, höchst adelsstolz, nicht ohne Geist, so hatte er jene Zusammenstellung vorteilhaft in die Augen springender Eigenschaften, aus denen so oft und so leicht eine unglückliche Ehe hervorgeht. Sein Stammschloß Les Rochers liegt 6 Kilometer von Vitré entfernt; der Schnellzug erreicht diese Stadt von Paris aus in zwei Stunden. Dort verlebte die junge Marquise mit ihrem Gatten ein ungetrübtes Glück von — einigen Monaten. Da mußten sie in den großen Pariser Kreis zurück, wo man schon angefangen hatte, über ihr „Turteltaubenleben“ auf Les Rochers zu spötteln. Hatte die Gewandtheit und Sicherheit des Auftretens bei Marie de Chantal schon Eindruck in diesem Kreise gemacht, so trug dasselbe bei der verheirateten Frau, an der Seite eines schönen und ritterlichen Gatten, einen vollständigen Sieg davon über alle, ausgenommen — ihren Gatten. Er sah durch seine Hochzeit mit der reichen Burgunderin nur in sofern einen Grund, sein bisheriges Leben zu ändern, als er nun auf die Neigungen seiner Geliebten mehr Geld verwenden konnte — das seiner Frau; daß dasselbe grade so verschwendet wurde, kümmerte ihn wenig; ihm mag wohl kaum der Gedanke gekommen

sein, welch eine ungeheure Frivolität grade hierin liegen mußte. Kurz und gut, Ninon de Lenclos, Mme. de Gondran, „die schöne Lolo“ von damals, und manche andere, die ihn vor seiner Ehe begünstigt hatten, thaten es nun nur um so mehr. Und nicht diese Ehrenkränkung war es allein, die er der jungen Frau zufügte. Sie hätte sich wohl mit der großen Menge der Frauen von damals getröstet, deren Männer, wie der ihrige, „ihre Liebe“ überallhin verschenkten und „doch an nichts so Liebenswertes wie ihre Frauen waren“. Aber der leichtfertige Mann ergriff auch jenes so häufige Mittel solcher Männer, um den Vorwürfen ihrer Frauen vorzubeugen, denen gegenüber es eine Verteidigung für sie schlechterdings nicht gab: er behandelte sie, um ihr jeden Mut zu einem Kampfe zu nehmen, ohne Grund grob, ja brutal, war in ihrer Gegenwart gefissentlich mürrisch und unnahbar. Sie ertrug es, und hätte noch mehr ertragen, wenn nicht der „Herzensgute“, ihr Erzieher, der Abt von Coulanges, ein Machtwort gesprochen, wenigstens auf eine Lösung ihrer Gütergemeinschaft gedrungen und sie auch schließlich durchgesetzt hätte. Aber sie liebte ihren Mann so sehr, daß sie ihm darnach noch einmal, um ihn aus drückender Verlegenheit zu reissen, 150 000 Frs. freiwillig schenkte. Da machte ein Duell der Ehe ein plötzliches Ende. Die Veranlassung dazu ist so bezeichnend für den Marquis wie der Verlauf. Er hatte einem Gaskogner Lacger eine Tracht Prügel zugesagt, weil er spitze Bemerkungen über seine Geliebte, Frau von Gondran, gemacht hatte. Dieser Lacger, Lump durch und durch, hütete sich wohl, sich dem gefährlichen Marquis auf Klingenlänge zu stellen; vielmehr sorgte er dafür, daß derselbe in einen Handel mit einem mehr zu fürchtenden Gegner verwickelt wurde, dem Ritter d'Albret, „der seinen Mann mit Eleganz abzustechen pflegte“. Gelegenheit gab sich dazu bald. D'Albret genoß neben Sévigné und manchen anderen die Gunst der Frau von Gondran, aber in augenscheinlich geringerem Grade, wohl im Verhältnis zu seinen Mitteln. Lacger liefs dem d'Albret hinterbringen, Sévigné habe sich über diese Stellung lustig gemacht. D'Albret schickte seinen Kartellträger um Rechtfertigung, Sévigné antwortete, ohne Zweifel der Wahrheit gemäß, daß kein Wort davon wahr sei. Indessen, fügte er hinzu, sage er dies nur um der Wahrheit willen, zu seiner Rechtfertigung sei er gewohnt sich des Degens zu bedienen. D'Albret war ein recht guter Freund Sévignés; aber das machte nichts aus, es war eben eine Art von Bestimmungsmensur. Die beiden gegnerischen Freunde umarmten sich; dann stürzte sich Sévigné mit solchem Ungestüm auf den Gegner, daß er sich dessen Klinge durch den Leib rannte. Als die Marquise den Tod ihres Gatten vernahm, reiste sie sofort nach Paris, und bei der Liebe, die sie augenscheinlich noch zu ihm hatte, wenn er auch ihre Achtung eingebüßt hatte, ist an der Aufrichtigkeit ihres tiefen Schmerzes nicht zu zweifeln. Ihre ganze Natur war zu aufrichtig, als daß es Parade scheinen könnte, als sie heiße Thränen vergoß an der Leiche Sévignés, als sie in Ohnmacht fiel, wie sie d'Albret zum ersten Mal nach dem Duell sah, als sie beim Anblick Lacgers heftig ausrief: „Den hasse ich von allen Menschen am meisten!“ Wie hätte sie sich sonst während der Trauerzeit mit der fünfjährigen Marguerite und dem zweijährigen Charles, ihren Kindern, in der Einsamkeit von Les Rochers eingeschlossen, da sie doch sicher war, daß sich viele der besten Kavaliers in Paris bemühen würden, sie zu trösten, wenn sie nur dahin kommen wollte. Auch ist der Hauptberichterstatter über die Unzuverlässigkeit ihres Schmerzes eben nur Bussy. Freilich in den fünfzehnhundert Briefen von ihr ist auch nicht einmal der Name

ihres Gatten genannt. Und doch hatte sie zunächst viel Gelegenheit, an seine schlechtesten Seiten zu denken, als sie daran ging, ihre durch ihn stark verworrenen Geldverhältnisse zu regeln. Man hat, meiner Meinung nach, einen Ausdruck, den sie über ihre Lage nach dem Tode ihres Gatten gebraucht hat, sie hätte sich vor einem Abgrunde gesehen, falsch ausgelegt, wenn man immer behauptet, ihre Geldmittel seien vollkommen erschöpft gewesen. Wie hätte sie sonst schon nach wenigen Jahren wieder eine reiche Frau sein, nach 18 Jahren ihrer Tochter eine erhebliche bare Mitgift geben können? Auch habe ich beim Lesen jener Stelle immer den Eindruck gehabt, als habe sie sagen wollen, sie habe beim Tode ihres Gatten erst bemerkt, an welchem Abgrunde sie bereits mit ihm angekommen gewesen wäre; sie wäre mit ihm gestürzt, wenn er länger so gewirtschaftet hätte. Nun war sie gerettet; nun konnte der gute Abt von Coulanges nach Herzenslust verworrene Geldverhältnisse ordnen, Güter verwalten und dabei noch — ein bischen bauen.

Nach Ablauf der Trauerzeit trat Frau von Sévigné in ihre Pariser Kreise zurück. Sie war eben 27 Jahre alt geworden, und ihr Wiedererscheinen machte Epoche. Eine gewisse Sicherheit im Auftreten, die an dem jungen Mädchen nicht ohne Grund unvorteilhaft berühren konnte, stand der jungen Witwe prächtig. Sie konnte dem Reichtum ihres Geistes nun ganz freies Spiel lassen und that es in ausgiebigem Mafse. So hatte sie bald Anbeter genug um sich, zu denen die besten Männer des Landes gehörten: Da war Conti, ein Prinz von Geblüt; da war Turenne, der Niebesiegte; Fouquet, der Millionär; der Herzog von Rohan, der Marquis von Tonquedec, der Graf von Lude, der Herzog von Luynes noch 1686, als sie 60, er 65 Jahre zählte. Lude hatte noch am meisten Aussicht auf Erfolg; aber er, wie alle andern, scheiterte. Woran? Vetter Bussy, der auch hier wieder der erste war, der den Sturm wagte, und auch zuerst auf seinen Platz als Vetter kaltgestellt wurde mit jenem entmutigenden Lächeln, mit dem die Marquise alle Liebhaber in den Freundes-Abstand setzte, hat natürlich einen Grund gefunden, gegen den selbst seine Persönlichkeit nicht ankommen konnte, und dessen Angabe zugleich eine wundervolle Gelegenheit bot, der Cousine in bester Form einen Hieb zu versetzen, wie er einer Frau von ihrer Art und ihrem Lebenslauf und Schicksal füglich nicht kräftiger versetzt werden konnte. Er nennt sie kalt von Natur und führt dafür ihren verstorbenen Gatten als Zeugen an. Freilich hatte er dessen Vertrauen wohl bis zu dem Grade besessen, um eine so taktlose Äußerung von ihm zu hören zu bekommen. Hatte er doch dies Vertrauen, da er auch bei der Frau einiges genofs, in seiner Art rasch genug auszunutzen gesucht, indem er ihr alle diejenigen Geschichtchen hinterbrachte, von deren Eindruck auf die junge Frau er hoffen durfte, dafs sie dieselbe empfangsfähiger für seinerseits gebotene Schadloshaltung machen könnten. Er hatte jenen köstlichen Bescheid bekommen, den er in seiner Verblüffung offenbar ganz vergessen hat zu seinen Gunsten etwas zu verändern, wo er ihn selbst wiedererzählt: „Ruhig! Nieder!“ ruft sie ihm zu, mit dem bekannten Kommando für den Vorsteh-Hund auf der Hühnerjagd: „Ruhig! Nieder! Herr Graf, ich bin gar nicht so aufgebracht, wie Sie glauben.“ — Mag es indessen einer Frau wie der Marquise de Sévigné unangenehm genug gewesen sein, vor aller Welt nachgesagt zu bekommen, sie sei nur tugendhaft gewesen, weil sie nicht heifsbütig genug zu einem Fehltritt war: wenn man ihr Leben und ihre Art etwas genauer daraufhin ansieht, wird man ihrer Natur einen gewissen, nicht geringen Grad von Kälte

nicht absprechen können. Wie hätte sie sich sonst so augenscheinlich ganz unbesorgt einem Verkehr hingeben, ja die gefahrdrohenden Gewohnheiten desselben in Sprache und Benehmen oft noch geflissentlich steigern können, wenn sie sich nicht, fast rein körperlich, sicher gefühlt hätte? Im Kreise ihrer Freundinnen befanden sich Frauen, die allgemein und selbst in den Augen von Leuten, die es selbst nicht immer genau nahmen, für etwas „spatzenhaft“ galten. Auf eine recht freie Unterhaltung ging sie zwanglos ein, ja sogar wohl weiter als derjenige gewagt hätte, der das Thema aufgebracht hatte. Kurz, sie spielte gern mit dem Feuer; und hat sich doch nicht gebrannt. Einen Grund für ihre Festigkeit und Sicherheit giebt sie selbst an, die Liebe zu ihren Kindern; und der wird ihr in kurzen Abrissen ihres Lebens meistens ohne viel Besinnen nachgesprochen. Es kommt hinzu, dafs sie denselben in ihrer angenehmen Weise annehmbar zu machen weifs: Sie vergleicht die Liebe zu ihren Kindern mit der Freundesliebe und meint, mit den beiden wäre es wie mit den Fischen, wo bekanntlich auch

... der Grofse frist
Unbesorgt den Kleinen auf,
Wie's hier oben ist.

Aber um dieser, allerdings niedlichen Bemerkung willen wird ihr keine junge Frau von 26 bis 30 Jahren, die ihren Gatten und Kinder hat, gleich zugeben, dafs in einem Frauenherzen neben der Liebe zu den Kindern nicht noch reichlich Platz für manche andere Liebe sei, und grade in erster Linie für Liebe zum Mann. — Auch ihre Frömmigkeit soll sie geschützt haben. Wer sie kennt, weifs, dafs diese nie so stark war, um einen so ausgesetzten Posten wirkungsvoll zu decken. Man hat die Marquise als Schriftstellerin der Oberflächlichkeit geziehen. Das verdient sie ganz gewifs nicht. Sie hat ja keine tiefdurchdachte, ernste Geistesarbeit der grofsen Welt vorlegen wollen; und hätte sie es, wäre sie, meiner Meinung nach, gescheitert. Sondern grade und nur, weil ihre flinke Feder so leicht, aber dafür auch so gefällig über eine Menge von Dingen hinweggeht, keins erschöpfend, alle berührend und jedem einen Punkt abgewinnend, der Gelegenheit giebt, etwas Hübsches zu sagen, liegt ihre Befähigung zur Briefschreiberin, zu der Briefschreiberin, die sie ohne Absicht geworden ist, mit „soviel Erfolg und so wenig Mühe“. So hat sie auch im Punkte der Religion, der Religiosität und Frömmigkeit und der Philosophie nicht „in der Wesen Tiefe getrachtet“, und die Stellen, nicht klein an Zahl, wo sie die tiefstinnigsten Fragen aus diesen Gebieten berührt, beweisen dies eher als dafs sie es widerlegen. Sie hat ihre Briefe mit denen Ciceros verglichen; in der Behandlung philosophischer Fragen ist sie ihm ähnlicher; und auch in mancher anderen Beziehung gleicht sie dem grofsen Feuilletonisten. Aber selbst einen hohen Grad von Frömmigkeit ihr zugegeben, so hätte derselbe sie allenfalls vor galanten Verhältnissen, aber gewifs nicht vor einer zweiten Ehe zu schützen brauchen. Ja selbst in dem ersteren Punkte ist er kein unbedingter Hinderungsgrund, kein ganz zuverlässiges Schutzmittel; Fräulein von Maintenon war ja so fromm! Es kommt hinzu, dafs es bei aller Leichtlebigkeit jener hohen Kreise, trotz eines so gut wie nicht vorhandenen Familienlebens, weder bei Männern noch bei Frauen Sitte war, verwitwet zu bleiben. Bekam doch selbst der Graf von Grignan die Tochter der Frau von Sévigné als seine dritte Frau. Die schlechtesten Erfahrungen in einer ersten Ehe, weit entfernt von einer zweiten abzuschrecken, scheinen oft geradezu den Glauben an eine Entschädigungsberechtigung hervorgebracht zu haben,

namentlich bei den Frauen. Und doch war die Hoffnung auf eine Entschädigung recht gering, selbst im günstigsten Falle. Die Menschen trachten eben nach dem, wovon sie am wenigsten Nutzen ziehen können, am hartnäckigsten und heftigsten; so will jeder Seemann nichts so dringend, wie verheiratet sein, hat Guy de Maupassant einmal gesagt. — So scheint es denn, als ob Vetter Bussys Urteil eben wieder einmal, wie so oft, nicht ganz falsch gewesen ist. Sehen wir uns einmal die Kinder darauf an. Wie in den allermeisten Fällen bei den beiden ältesten Kindern einer Familie, wenn sie verschiedenen Geschlechts sind, ähnelte die Tochter dem Vater, der Sohn der Mutter. Die Tochter, die von dem adelsstolzen Wesen des Vaters reichlich geerbt hatte, von seinem Feuer hatte sie nichts. Und der Sohn, der der Mutter augenscheinlich recht ähnlich war, hatte zwar genug Jugendthorheiten begangen, aber er war drum „nicht aus dem Stoffe gemacht, aus dem man die Leidenschaften schnitzt“. Und er selbst klagt seine Mutter später einmal an, daß sie ihm „ihre Eiseskälte“ vererbt hätte. Es hat aber die kühle Abweisung der Liebhaber eine sehr gute Folge für Frau von Sévigné gehabt. Wir nehmen bei ihr die gewiß seltene Erscheinung wahr daß alle Anbeter ihre Freunde wurden. Sie wies dieselben nie schroff ab, im Gegenteil, sie eröffnete ihnen oft Aussichten und ermutigte sie zu kühnerer Bewerbung. Ging aber einer im Vertrauen darauf zu hastig vor, so hatte sie jenes entmutigende Lächeln und eins jener köstlichen Worte in Bereitschaft, mit denen sie ihren Vetter Bussy wiederholentlich kaltgestellt hatte. Drohte einer zu verzweifeln, schnell fand sie ein freundliches Trosteswort. Und hatte sie dann wieder einen gezwungen zu ihrer Art zu lieben, das heißt zur Freundschaft, so hielt sie diese, selbst mit eigener Gefahr. Der reiche General-Intendant Fouquet nahte sich ihr mit der Kühnheit, die noch keine Abweisung erfahren hatte. Er wurde abgewiesen und auf den Freundesplatz zurückgestellt. Den behielt er aber, auch als ihn jene schwere Anklage traf, als deren Ausgang der König selbst das Todesurteil dringend zu sehen wünschte, ja selbst, als die Marquise durch das Auffinden von Briefen von ihr in seinem Schranke eine Zeitlang in arge Besorgnis und Verlegenheit geriet. Freilich ging sie glänzend aus der Verdächtigung hervor. Der König und das Ministerium erklärten, die Briefe seien in jeder Beziehung ohne Makel. Wir haben in den Berichten, die sie als Augenzeugin des Prozesses regelmäßig an Herrn von Pomponne schrieb, höchst interessante geschichtliche und kulturgeschichtliche Denkmäler. Die Art, wie sie in denselben von Fouquet spricht, hat Napoléon einmal gesagt, scheint nicht weit von Liebe entfernt zu sein. Mit Pomponne war es dieselbe Sache. Auch er fiel in Ungnade; aber sie erklärte ausdrücklich, das Unglück würde sie nicht aus seinem Hause vertreiben. Selbst in der Politik hielt sie fest an ihrer Partei, der Fronde, zu der sie schon durch Geburt, dann durch ihren Gemahl gehörte, auch da noch, als sie es empfinden gelernt hatte, wie behaglich man sich sonnen konnte im Glanze des Sonnenkönigs.

So konnte sie in der Mitte einer großen Zahl von Freunden und Freundinnen und man kann sagen ohne einen einzigen Feind in der geschützten Stellung ihres Witwenstandes sorglos und ganz nach ihrem Belieben leben. Jeder neue Bewerber um ihre Hand war ein neuer Freundschaftskandidat für sie. Am längsten hat sich um sie ihr Lehrer Ménage bemüht, von dem wir gesehen haben, daß er sich schon in sie verliebte, als sie noch seine Schülerin war; freilich auch, daß es ihm mit der Mehrzahl seiner Schülerinnen so erging. Seine Bewerbungen um die Hand der Witwe ziehen sich

durch mehrere Jahre hin. Und die Ermutigungen, die sie ihm zu teil werden liefs, waren in der That von der Art, dafs sie ihn zu neuen Hoffnungen anregen konnten; spielte sie doch die Eifersüchtige, um seine Vorwürfe lahm zu legen; schlofs sie doch einen Abschiedsbrief an ihn bei einer Abreise von Paris mit den Worten: „Und nun lebt wohl, bester meiner Freunde“. Dafs sie dies alles sich und andern zum Spasse that und sagte, brauchen wir ihr nicht einmal allzusehr zu verübeln. Denn sehr tief konnten bei dem Gelehrten unmöglich die Neigungen sitzen, die er sich mehr angewöhnte als fafste. Er war eben, nach einem Urteile seiner Zeit, ein Mittelding zwischen dem Gelehrten und Bürgerlichen einerseits und dem aristokratischen Weltmann andererseits, „für jenen etwas zu fein, für diesen viel zu schwer“. So konnte er sich denn nicht daran gewöhnen, die Galanterieen, die man jeder Dame einfach als Unterhaltungsstoff sagte, ja in Versen vortrug, für das zu nehmen, was sie waren. Er nahm sie für Ernst und hielt sich, ehe er sich's versah, für einen ernsthaften Liebhaber. Das safs also nicht tief, und bei einer endgültigen Abweisung brauchte niemand zu fürchten, dafs er in die Seine springen könnte. Das Schlimmste, was zu besorgen war, hätte eine Strophe sein können wie die an Frau von Sévigné gerichtete:

Fahr nun hin, weichherzges Bitten,
Hab' Undank genug erlitten;
Meine Thränen sind ihr Spott.
Aus dem Herzen sie zu reifsen,
Tigerin und Herz von Eisen,
Sei jetzt meiner Angst Gebot.
In die schwarze Nacht versenken
Will ich all ihr Angedenken.

Man kann sich denken, wieviel Scherz ihr der Empfang solcher Dichtungen gemacht haben mag; man hört sie kichern. Aber sie hatte auch Freunde, die nicht über einen Korb hinweg zu dieser Stellung gekommen waren. Da war der Herzog von La Rochefoucauld, der grofse Pessimist, und Frau von La Fayette, ehemals Frl. von La Vergne und entfernt verwandt mit ihr. Die beiden lebten, ohne verheiratet zu sein, zusammen „in allen Ehren“, sagt Frau von Scudéry; aber Bussy glaubt's nicht. Sie befreundeten sich 1665, als er 52 Jahre alt war; sie war genau 20 Jahre jünger. Man kann sich denken, wieviel dieses Verhältnis zu reden gab. Frau von Sévigné behauptet, La Rochefoucauld sei das, was man verliebt in jemand nennt, sein Lebtage nicht gewesen, und meint, nichts gehe über die Macht solcher Freundschaft, wie sie die beiden verband. Sie waren die letzten Jahre ihres Lebens äufserst hinfällig; ihn plagte die Gicht, dafs er nicht stehen und nicht gehen konnte; sie litt an einem Fieber, so dafs sie Jahre lang im Sterben lag. Und auch in dieser Zeit giebt es nichts, „was dem gegenseitigen Vertrauen und der Zärtlichkeit ihrer Freundschaft zu vergleichen wäre“, sagt Frau von Sévigné. Ein zweites Freundespaar waren Herr und Frau von Coulanges, das sonderbarste Ehepaar von der Welt, ein gegensätzliches Seitenstück zu dem vorigen Paar. Verheiratet waren sie und vertrugen sich vorzüglich. Aber jeder ging seine Wege, unbekümmert um den andern: Vor der Welt das Bild zweier vornehmen Ehegatten, von rück-sichtsvollem Benehmen gegen einander, zu Hause einander fast vollkommen fremd, sind sie das etwas verfrühte Bild einer Ehe aus der vornehmen Welt des folgenden Jahr-

hunderts. Nur in einer Beziehung stach dies Verhältnis von ähnlichen einer etwas späteren Zeit ab: der Mann hatte keinerlei galante Beziehungen, die Frau nicht wenige; und was das Sonderbarste ist, der Mann war so harmlos, die jeweiligen größeren Aussichten des einen oder des andern Liebhabers seiner Frau in scherzhaften Bemerkungen zu erwägen. Natürlich haben hier, wie überall in ähnlichen Dingen, diejenigen Schriftsteller, welche davon zu handeln haben, sich bemüht, die Schärfe dieses Verhältnisses zu mildern, Erklärungen zu finden und mit Worten an Thatsachen herumzudeuten, von Saint-Simon an bis Gaston Boissier. Sie möchten in den Liebhabereien der Frau nur Geschwätz einer leichten Galanterie sehen. Warum sollen wir uns denn aber charakteristische Merkzeichen einer Zeit verwischen, die sich uns so sonnenklar darbieten? In diesem Falle haben wir einen unwiderleglichen Beweis. Bei Gelegenheit einer längeren Reise des Mannes nach Rom schreibt Frau von Sévigné, die Frau könne keine besonderen Gründe haben, zu wünschen, daß ihr Mann diese Reise unternehme; denn er störe sie ja in keiner Weise. — Diese Frau und Frau von La Fayette, die größtdenkbaren Gegensätze, sowohl zu einander als auch zur Frau von Sévigné, waren ihre besten Freundinnen. Niemals, sagt sie, habe die kleinste Wolke ihre Freundschaft zu Frau von La Fayette getrübt, und noch ein Jahr nach dem Tode der Frau von Coulanges schreibt sie, das Unglück, sie nicht mehr zu sehen, sei ihr stets neu; sie habe nun gar keine Freundinnen mehr. —

Noch eine Charaktergestalt befindet sich unter den Freunden der Marquise. Es ist Corbinelli, ein Italiener unbekannter Herkunft, ohne Vermögen, im Alter von 36 Jahren nach Frankreich gekommen, „eine geborene Sekretärnatur.“ Aber gut gebildet, wenigstens vielseitig, er versteht sich auf Litteratur, Musik, alle Künste; zuletzt hat er auch, sagt Frau von Sévigné, die Rechte studiert und ist Advokat geworden, freilich nur um drei oder vier Prozesse seiner besten Freunde zu verlieren. Sonst finden wir ihn als einen Philosophen von zweideutiger Färbung, als Christen von noch mehrdeutiger bezeichnet. Die wenigst klare Bezeichnung für ihn, aber bei der Nebelhaftigkeit seiner ganzen Gestalt vielleicht die bezeichnendste, findet Frau von Grignan, wenn sie ihn „den Mystiker des Teufels“ nennt. Frau von Sévigné nennt ihn „ihren Seelenarzt.“ Und wenn wir einige seiner Lehren ansehen, so können wir dies verstehen: Er war durch und durch Fatalist; ihm schien alles von der Vorsehung vorherbestimmt, von den kleinsten Zufällen des alltäglichen Lebens bis zu „jener mit der ganzen Ewigkeit geladenen Kanonenkugel“, welche den großen Turenne entrafte. Bei ihm findet sich schon die Behauptung, daß „der wahre Bettler doch allein der wahre König sei“, in einem Briefe an Bussy, wo er behauptet, wenn man einen sechzigjährigen Bettler aus dem Armenhause, lahm und mit allen möglichen Leiden behaftet, mit einem dreißigjährigen Könige vergleiche, der schön, siegreich, gesund an Leib und Seele sei, und man stelle alles Gute und Üble, alle Leiden und Freuden jedes der Beiden sorgsam in Parallele, so müsse man finden, daß der Bettler so glücklich sei wie der König oder doch nicht unglücklicher. Es liegt etwas in diesem Satze von „dem Heimweh nach dem Schmutze“, wie es ein moderner französischer Realist genannt hat, aber auch ein starkes Korn Wahrheit und die eigentliche Grundlage des vollkommenen Fatalismus. Und das war etwa die philosophische Ansicht der Frau von Sévigné. Sie tröstete sich mit ihrem „Seelenarzt“ über unglückliche Ereignisse, indem sie dieselben für unausweichlich erklärte und „dem lieben Gott eben für alles

dankte“. So kam sie mit ihrem persönlichen Gefühl am leichtesten über die Sachen hinweg, die sie stören konnten, und hatte vor allen Dingen nicht nötig, jemals die Schuld eines Mißgeschicks einer Person beizumessen. Man hat gesagt, der häufige Gebrauch eines und desselben Wortes, die Beilegung derselben Eigenschaft an möglichst jede Person und Sache sei bezeichnend für den Charakter dessen, der das Wort braucht. So finden Bossuet und Corneille alles „grofs“, Frau von Sévigné alles „gut“. Und „gut“ war sie in der That, „grofs“ nicht. Aber wer besäße auch diese beiden einzigen Tugenden, die es giebt, „immer vereinigt“? Sie fand sich am glücklichsten, solange sie jeden Menschen „gut“ finden konnte, „die gute Troche“, „der gute d'Hacqueville“, „die gute Marboeuf“, „die gute Tarente“, „der gute Corbinelli“, „die gute Lavardin“, ja sogar der Kardinal de Retz ist ihr „der gute Kardinal“. Für ihren Erzieher Coulanges mußte dann wohl die Steigerung „der Herzensgute (le bien bon)“ gemacht werden.

In der Mitte dieses größeren Kreises bewegt sich nun der kleinere, der eigentliche Familienkreis der Frau von Sévigné. Die Erziehung ihrer Kinder war natürlich ihre Hauptthätigkeit. Zwar gab sie dem Drängen ihrer Umgebung, wenigstens eine Zeitlang, nach, die kleine Margarete in ein Kloster zu geben, und zwar nach Nantes zu den „Töchtern der Heiligen Jungfrau“. Obgleich sie es bald bereute und rückgängig machte und noch lange nachher nicht begriff, wie sie habe „die Barbarei begehen können, das Kind in ein solches Gefängniß zu stecken“, müssen wir doch sagen, daß es für den Charakter des Mädchens nur vorteilhaft gewesen wäre, anders erzogen zu werden, als sie es wurde. Denn als ihre Mutter und ein Abt La Mousse die Erziehung und Bildung in die Hand nahmen, war es keine Leitung, die sie auf den Weg zum Besseren zu bringen suchte, sondern es war ein beständiges Loben, ja Bewundern der geistreichen Schülerin, mit der der Abt, eifriger Anhänger des Descartes, nicht früh genug den „Discours de la Méthode“ lesen konnte. So wurde denn die kalte, hochfahrende Art des Mädchens in jeder Weise gestärkt und vergrößert. Die Tochter einer benachbarten Familie Du Plessis hatte beim Spiel den Unwillen des jungen Fräulein von Sévigné erregt, und dieses war so wenig fein, ihr kurzer Hand dafür ins Gesicht zu schlagen. Und die Mutter, weit entfernt, sie dafür zu tadeln, findet der Mutter der Geschlagenen gegenüber die denkbar leichteste Art der Darstellung des Vorfalls und nennt ihn „eine höchst scherzhafte Sache“. Ja, noch Jahre lang nachher kann sie nicht auf die Familie Du Plessis zu sprechen kommen, ohne irgend einen möglichst hämischen Seitenhieb auf sie zu führen. — Im Alter von 16 Jahren wird „das schönste Mädchen von ganz Frankreich“, wie sie Bussy bei der Gelegenheit nennt, bei Hofe eingeführt und hat das Glück, sogleich in einem Ballet vor dem Könige mitzutanzten. Hatten ihre Erzieher sie schon gelobt, die Leute der Gesellschaft, in die sie kam, brauchten sich gewiß nicht zu schonen. Benserade vergleicht sie und ihre Mutter mit Amor und Venus; La Fontaine widmet ihr seine Fabel vom verliebten Löwen. Aber es fand sich nicht sobald ein ernsthafter Bewerber, und als sie in ihr dreiundzwanzigstes Lebensjahr eintrat, hatte die Mutter nachgrade genug davon, „die Ehrendame dieser Schönen zu spielen“. Da geschah denn, was solchen jungen Damen gewöhnlich geschieht: Sie bekam einen älteren, recht häßlichen Witwer mit Kindern. Die Mutter drückt es freilich behutsamer aus und nennt ihn „einen grade nicht hübschen Mann, aber einen der vornehmsten des Reichs“. Und in der That klingt es nach etwas, wenn man ihn nennen hört „Franz Adhémar von Monteil, Generalstatt-

halter des Languedoc, Ritter der Orden des Königs, Graf von Grignan und andern Ortschaften“. Fürsten und Herzöge gehörten zur engeren Verwandtschaft. Da sah man darüber hinweg, daß er fast vierzig Jahre alt war und von seiner ersten Frau Angélique-Clarisse d'Angennes, einer Gröfse aus dem Hôtel Rambouillet, zwei Töchter hatte. Seine zweite Frau, Angélique du Puy-du-Fou, hatte er nur wenige Monate gehabt; die Bemerkungen, die über diese Verhältnisse in der Verwandtschaft der Braut gemacht wurden, sind bezeichnend, und zwar nicht blofs für den Kreis der Frau von Sévigné; es ist überall so und auch wohl immer so gewesen. Vetter Bussy ist hierbei noch eher zu ertragen; er macht einen Witz, den man nicht grade für taktvoll erklären wird, und sagt, Herr von Grignan wechselt mit seinen Frauen wie mit seinen Gespannen. Was Frau von Sévigné bei der Gelegenheit selber sagt, erinnert stark an die Ohrfeige der Du Plessis. Sie findet, daß „seine Frauen exprefs dazu starben, um ihrer Tochter Platz zu machen“. Und war denn dieser Platz so beneidenswert, daß es einer Dame wie der jungen Sévigné erwünscht erscheinen mußte, ihn durch den Tod einer Vorgängerin frei werden zu sehen? Der Graf von Grignan hatte äußerlich nichts Bestechendes; denn bei der großen Vorsicht, mit der die Schwiegermutter für seine entschieden unvorteilhaften Seiten so milde Ausdrücke fand, werden wir gut thun, bei dem „schönen Wuchs“, der ihm so oft und geflissentlich nachgerühmt wird, für die geschichtliche Wahrheit nur soviel zu behalten, daß er wenigstens nicht auch noch mißgestaltet war. Er gehörte einer reichen Familie an, war es aber selber durchaus nicht mehr, als er Margareten von Sévigné heiratete; und ihre Mitgift mußte schon fast gänzlich dazu verwandt werden, starke Lecke im Schiffe seines Vermögens zu verstopfen. So bleibt denn als Hauptgrund der ziemlich beschleunigten Annahme des Bewerbers ein persönlicher Wunsch der Mutter übrig, abgesehen von dem genannten, die Dreiundzwanzigjährige angebracht zu sehen. Herr von Grignan hatte alle Aussicht, von seiner Stellung als Generalstatthalter der Provence keinen Gebrauch machen zu müssen, da die Verwaltung des Languedoc in den Händen eines Generalgouverneurs, eines Kommandanten und dreier Generalstatthalter lag, die man nicht zugleich nötig hatte. Er lebte in Paris, und so hatte Frau von Sévigné die beste Aussicht, ihre geliebte Tochter ganz in ihrer Nähe zu behalten. Sie hoffte, diese Aussicht noch zu festigen dadurch, daß Herr von Grignan und seine Gemahlin Stellungen am Hofe des Königs erhielten. Man hatte nicht bedacht, daß der Herzog von Vendôme, welcher damals den Posten eines Generalgouverneurs inne hatte, erst 13 Jahre alt war. So wurde Herr von Grignan noch in demselben Jahre 1669, in welchem am 29. Januar seine Hochzeit gewesen war, auf seinen Posten in die Provence befohlen. War dies schon für die Hoffnungen der Mutter, die ihre Tochter um sich behalten wollte, eine bittere Enttäuschung, so lag in dieser Abordnung der Grund und der Anfang von „des Hauses Grignau Glück und Ende“.

Es war ein eigen Ding mit dem Glanze des Sonnenkönigs. Sein ganzer Regierungsgrundsatz war ein planmäßiges Niederdrücken alles dessen, was, neben ihm stehend, seine Schwächen hätte zeigen müssen. Und das ist freilich bequemer als etwas zu lernen und durch eigenen Wert seine Zeitgenossen zu überragen. Der König des „großen Jahrhunderts“ ist so oft unter den großen Geistern seiner Zeit genannt worden, daß man immer geneigt ist, ihn auch für eine litterarische Gröfse zu halten, und daß man es kaum glaubt, daß er wenig lesen, fast gar nicht schreiben konnte. So erklärt es sich, daß er mit dem Könige von England jahrelange diplomatische Verhandlungen, die oft

bis hart an den Ausbruch des Krieges gingen, führen konnte, damit dieser ihm Dünkirchen abtreten sollte, zu einer Zeit, als kein Engländer daran dachte, der französischen Besatzung Dünkirchens den Besitz der Festung streitig zu machen. Freilich kannte der englische König sein Reich so wenig wie der französische. Nur was von Deutschland zu holen war, das wußten immer die Nachbarn aller Himmelsgegenden. — So hatten denn die Minister aller Schattierungen leichtes Spiel, dem Könige klar zu machen, daß das Königtum nur fest stehen könne, wenn die Macht des Adels gebrochen sei. Und die brach er gründlich. Aber die Mittel, durch die er sie brach, waren unwürdig, und im Januar 1793 setzte das französische Volk die Strafe fest, die dies Verbrechen verdiente, die aber erst an den Kindern des Schuldigen im vierten Gliede vollzogen werden konnte. Und doch war dies nur die Strafe für das, was am Volke gefrevelt worden war; die kaltherzige Vernichtung der alten Adelsgeschlechter ist ungesühnt geblieben. Es ist ein Jammer zu sehen, wie einem Adelshause wie dem der Grignan Repräsentationslasten auferlegt werden, die wenige Fürsten zu leisten vermögen, und zwar so gut wie ohne jede Entschädigung. Truppengestellungen und Ausrüstungen, Empfang und Beherbergung durchreisender Fürsten im Namen des Königs, mit demselben Pomp, wie ihn der König an seinem Hofe als Beispiel gab, von welchem er eine Abweichung nicht gestattete, das hatte der Statthalter zu leisten, und zwar ausschließlich auf seine Kosten. Ein Hoftheater, Feuerwerke, großartige Ballets durften dabei nicht fehlen; er war ja an Stelle des Königs; und der hatte es auch. Da eine anständige Gesellschaft ohne ein Spiel um Tausende nicht denkbar war, so mußte der Wirt ein solches veranstalten, mußte selber mitspielen und durfte anstandshalber nicht gewinnen. Was für solche Feste ausgegeben wurde, ist unglaublich. Im Jahre 1671 (24. April) gab der Prinz Condé dem Könige ein Fest, als dieser auf der Durchreise nach Flandern durch Chantilly im Norden von Paris durchkam; es war das Fest, auf welchem sich Vatel, „der große Vatel“, der ehemalige Haushofmeister Fouquets, „dessen Kopf ausgereicht hätte, um die Sorge für ein ganzes Staatswesen zu übernehmen“, der die Anordnung des Festes übernommen hatte, sich den Degen in den Leib rannte, weil die Seefische nicht ankamen, nachdem am Abende vorher schon das Ungeheure geschehen war, daß an einem Tische der Braten knapp gewesen war. Wir wissen, daß dieses Fest nach der Angabe der Frau von Sévigné 150 000 Fres., nach andern gar 180 000 Fres., jedenfalls, nach dem damals mindestens dreimal höheren Wert des Geldes gegen heute, über eine halbe Million gekostet hat. Und dabei waren die Verbrauchsgegenstände doch im Verhältnis billiger als heut. Zwei Data sind uns durch Frau von Sévigné bekannt geworden. In Vichy, einem damals sehr beliebten Bade mit warmen Soolquellen, das sie im Jahre 1676 wegen ihres rheumatischen Leidens besuchte, kosteten 2 Hühner 3 Sous, also 13 Pfennige. In den vom Marquis von Saporta neulich veröffentlichten Rechnungen der Familie Grignan findet sich ein Posten, aus dem hervorgeht, daß damals in der Provence das Kilo Hammelfleisch 45 Centimes, also das Pfund 16 Pfennige gekostet hat. — Die Feste, welche die Grignan gaben, standen mit ihren Kosten im Verhältnis zu denen des erwähnten. Freilich kam hinzu, daß sich manches wohl hätte wohlfeiler einrichten lassen, wenn nicht die beiden Gatten darin sich in auffälliger Übereinstimmung befunden hätten, daß sie außerordentlich gern glänzend auftraten. Litt auch die Gesundheit der Gräfin darunter so sehr, daß sie lange Zeit bedenklich brustleidend und nervös zerrüttet war; sahen auch beide ebenso gut wie Frau von Sévigné und der

immer noch fleißig mitrechnende Coulanges den Sturz ihres Hauses vor Augen, es mußte sein, und ohne daß sie im Ernste daran glauben durften, trösteten sie sich immer mit der Hoffnung, der König werde über kurz oder lang plötzlich ein Mittel finden, den alten Reichtum des Hauses wiederherzustellen. War es doch ganz im Sinne seiner Politik, daß die Adligen sich, wie er sagen konnte, selbst zu Grunde richteten, und er dann mit der Sonne seiner Gnade sie rettete. Und doch geschah dies nie so, daß der frühere Glanz und die frühere Macht wären wiederhergestellt worden. Das wäre ja ganz gegen den Plan gewesen. Auch half er nicht in vornehmer Weise und bei Zeiten. Erst gab es einigemal einen königlichen Ausnahmebrief, der das vom Gläubiger beantragte gerichtliche Verfahren auf eine bestimmte Zeit, meistens auf drei Monate, einzuleiten verbot. Eine nette Gnade. Dann gab's einmal ein Gnadengeld von einigen tausend Francs, das zu gar nichts nützte. So mußte im Jahre 1690 der stolze Graf einen Bettelbrief an den Minister Pontchartrain, *contrôleur des finances*, schreiben, der mit dem Geständnis schließt, durch den Bankrott des Schatzmeisters der Generalstaaten der Provence, Blanc, sei er „ohne jedes Subsistenzmittel“. Und dabei hatte die Schwiegermutter alles, was sie nur erübrigen konnte, immer in die Provence geschickt. Sie befand sich ganz im Gegensatze zu der sonstigen Gewohnheit der Adelsgeschlechter von damals, die alles für den Sohn, den Träger und Erhalter des Familiennamens zu thun pflegten, für die Töchter am liebsten gar nichts. Diese Gewohnheit hatten Herr und Frau von Grignan in ausgiebigster Weise nachgeahmt, sogar das Vermögen des Fräulein von Grignan aus der ersten Ehe des Grafen, das derselben von ihrer Mutter her vererbt war, als sie ins Kloster gegangen war, in einer Weise angegriffen, daß sie einem Betrugs- und Unterschlagungsprozesse nur mit genauer Not entgingen. Alles hatte nichts geholfen bei der geradezu unsinnigen Verschwendung. War man doch bei den Grignan, „selbst wenn man nur in Familie war, hundert Köpfe stark“. Nur Frau von Sévigné legte sich thatsächliche Opfer auf. Sie ging auf lange Zeit nach Les Rochers in die Einsamkeit, fast kann man sagen in die Verbannung, um Geld für die Grignan zu erübrigen. Und dabei schreibt sie immer noch fröhliche Briefe an die Tochter. Ja selbst, wenn einmal ein klares und deutliches Wort des Tadels über die Verschwendung gefallen ist, sofort kommt ein mildernder Zusatz: „Ich sage dies alles aber nur, um deine Gründe zu hören.“ — Und so kennzeichnet sich jedes Wort, das die Mutter schreibt, durch eine außerordentliche Angst, die Tochter könne es ihr übel nehmen, sobald es dieselbe persönlich betrifft. Die „stets galoppierende Feder“ kommt ins Stocken; die Worte, die sich sonst von selbst in reicher Fülle geben, sodas die Schreiberin die Auswahl vielleicht schwerer geworden ist als die Wahl, werden gesucht und mehrdeutig. Glücklicherweise hat dieselbe Angst, die Tochter zu verletzen, es bewirkt, daß solche Stellen selten, recht selten sind. Selbst in den Zeiten, wo die Lage des Hauses Grignan dergleichen Vorstellungen täglich herbeiführen konnte, berühren die Briefe diesen Punkt höchst selten und plaudern von den gleichgültigsten Dingen, als ob die Schreiberin gar keinen Einblick hätte in den Abgrund, an dessen Rande sich das Haus Grignan befindet. Und so erleben wir denn an dieser Mutter und ihrer Tochter ein Schauspiel, das überraschend genannt werden könnte, wenn es nicht aus dem geschilderten Verhältnis der beiden Charaktere mit Notwendigkeit hätte folgen müssen: Die beiden unterhalten sich so oft von dem Schmerze, den ihnen die Trennung von einander verursacht, die Mutter namentlich kann nicht Worte finden, um die Größe desselben zu bezeichnen, und

noch nach Jahren nennt sie den Tag des Abschiedes einen Unglückstag in ihrem Leben. Und sowie sie zusammenkommen, können sie sich nicht vertragen. Nun vertrug sich aber nach allem, was wir von ihr bisher gesehen haben, die Mutter mit jedermann aufs beste; und so liegt hierin schon allein die klare Verurteilung des Charakters der Tochter. Es ist aber leider eine Thatsache, daß diejenigen, welche sich mit der Charakterisierung litterarisch bedeutender Männer und Frauen beschäftigen, nicht nur diese selbst, sondern alle, welche in irgend einer näheren Beziehung zu ihnen gestanden haben, vor allen also die Glieder ihrer Familien, gegen jeden Tadel zu verteidigen suchen. Wozu soll das nützen? Nur gradester Realismus ist hier am Platze. Wird der Eindruck von Goethes gewaltigen Geisteswerken geringer dadurch, daß man es offen ausspricht, daß sein Familienleben mindestens in den ersten acht Jahren in keiner Weise muster-gültig war? Bleibt Vergils Versuch, den Römern ein Nationalepos zu geben, nicht lobenswert, auch wenn wir die nicht geringe Zahl lederner Stellen als ledern bezeichnen? Thukydides bleibt für uns eine unschätzbare Quelle für die Geschichte des Peloponnesischen Krieges und den Verfall Griechenlands. Warum mußten auch Ugenauigkeiten seiner Berichterstattung, Manieriertheit und Unklarheit seiner Schreibweise in schablonenhafter Beurteilung solange für charaktervollé Gedrängtheit erklärt und gepriesen werden? Warum wird Cornelius Nepos, einer der lüderlichsten Schriftsteller des klassischen Altertums, immer noch auf den Schulen gelesen? Warum wird bei der Geschichte der Griechen nirgends einmal geradeheraus gesagt: Seht, so schnell und so jammervoll muß ein Volk zu Grunde gehen, das, in vieler Beziehung so hochbegabt, in politischen, nationalen Dingen sich oft wie eine Räuberbande und Indianerhorde benahm? Seht daneben Rom an. So wächst ein Reich durch langsame Arbeit unaufhaltsam, wenn seine Bürger Nationalgefühl und Achtung vor seinen Ahnen und vor anders denkenden Zeitgenossen haben, eine aristokratische, wahrhaft vornehme Gemeinde.

Frau von Sévigné bleibt die große Briefschreiberin, wenn auch ihre eigene Tochter an persönlicher Liebenswürdigkeit, an Duldsamkeit gegen ihre Mitmenschen zu den wenigst empfehlenswerten Frauen ihrer Zeit gehört hat; ja auch wenn wir es offen aussprechen, daß die Mutter selbst einen großen Teil der Schuld daran trägt, daß ihre Tochter so geworden. Die meisten Beurteiler der Gräfin Grignan berichten, ja beweisen ihre unvoretheilhaften Seiten und dann kommen sie mit Abschwächungen und Entschuldigungen: „Man sollte sie nicht so sehr angreifen wie beklagen; sie war eine jener unglücklichen Naturen, die vom Schicksal dazu verdammt zu sein scheinen, indem sie sich selbst quälen, anderen zur Qual zu werden“. Eine Charaktereigenschaft hatte sie allerdings, die viel entschuldigt, eine große Schüchternheit. Sobald sie jemand anredete, und das brauchte nicht etwa ein Fremder zu sein, so wurde sie feuerrot; sie mußte einst mitten aus einem Ballfeste nach Hause gehen, weil ihr fortwährendes Erröten anfang der Gesellschaft zum Spott zu werden. Das Schlimmste, was ihr in dieser Richtung begegnen konnte, war die Geschichte, wo sie auf einem Hoffeste beim Spiele aus Verlegenheit das ganze Geld auf die Erde warf. Nun ist es eine bekannte Thatsache, daß so hochgradige Schüchternheit sich durch eine Art Zurückhaltung zu decken sucht, die sich in ihren Äußerungen in nichts vom Stolze unterscheidet, ja daß dieses stolze Benehmen nicht einmal überlegtes, vorbedachtes Handeln ist, sondern der unmittelbare Ausfluß der Schüchternheit, wie jeder Mensch in ängstlicher Lage laut wird, singt oder pfeift, wenn er allein, laut, ja wohl zornig spricht,

wenn er mit jemand zusammen ist. Die Gräfin Grignan ist ihrer Schüchternheit nie Herr geworden und so mögen ihr alle ihre tadelnswerten Thaten, die auf zurückhaltendem Stolz mehr als auf hochmütigem beruhen, verziehen werden. Aber die Ohrfeige des Fräulein Du Plessis war kein Ausfluß von Schüchternheit. Und ebenso wenig tausend andere Dinge, die wir von ihr wissen. Sagt doch ihr Gemahl vor ihrer ersten Abreise in die Provence, „sie würde gewiß nicht geruhen, die guten Frauen der Provence auch nur anzusehen“. Jeder Gedanke an Schüchternheit ist ausgeschlossen, wenn sie sich auch auf die dringendsten Bitten der Mutter nicht entschließt, den besten Freunden derselben ein freundliches Wort zu schreiben, ja nicht einmal ihnen ein solches durch die Mutter sagen zu lassen. Darüber verscherzt sie dann sogar recht ausgiebige Freundschaften, die ihrer Geldnot hätten abhelfen können, so bei ihrer beharrlichen Weigerung, ihrem Onkel, dem Kardinal von Retz, ein kleines Geschenk zu machen, ein Kästchen, an welchem ihm viel lag. Und dabei war das ihr ausgesprochener Erbonkel. „Er gefiel ihr nicht“; das war ihr genug. Aber ihre Mutter hatte überhaupt keinen Freund, keine Freundin, die ihr gefallen hätten: bei Frau von La Fayette mißfiel ihr „ihre geistige Art“, den Herzog von Chaulnes hielt sie für „einen schlechten Gesellschafter“, und so hatte sie an jedem auszusetzen. Sie rächte sich, sagt Boissier treffend, für die schlechte Meinung, die man von ihr hatte, dadurch, daß sie sich bemühte, dieselbe zu verdienen. Ihre Hartherzigkeit, mit der sie ihres Mannes Tochter aus erster Ehe im Alter von 5½ Jahren ins Kloster schickte, zur Erziehung natürlich, aber doch mit der stillen Absicht, daß sie darin bleiben sollte, damit das Vermögen ihrem Sohne blieb, diese Hartherzigkeit kann mit Schüchternheit nicht entschuldigt werden. Ebenso wenig der nach unserer Anschauung vielleicht mehr als nach der der damaligen Zeit frivole Ausdruck, mit welchem sie die beiden ersten Frauen ihres Mannes als „die beiden Rippen bezeichnet, die er sich schon gebrochen habe“. Am wenigsten freilich jene Bemerkung, mit der sie es entschuldigte, daß ihr Sohn eine Mesalliance einging, „von Zeit zu Zeit bedürften auch die besten Äcker einmal frischen Dungs“. Freilich spottete man auch sonst unverhohlen über diese Ehe der adelsstolzen Familie und taufte den Schwiegervater Herrn von Armand leicht in einen Herrn von Argent um. Sonst aber war man damals schon zu der Einsicht gekommen, daß selbst der höchste Adel mit bürgerlichem Gelde recht adelig leben kann, wenn er nur recht viel davon hat, und wenn er auch eine bürgerliche Frau mit in den Kauf nehmen muß. Dachte doch Frau von Sévigné eine Zeitlang alles Ernstes daran, ihrem Sohne „eine Jüdin zur Frau“ zu geben. Die Bemerkung der Gräfin Grignan über ihre Schwiegertochter, eine Bemerkung übrigens, die der Familie den Geldbeutel des Herrn von Armand für immer verschloß, als er sie erfahren hatte, kennzeichnet dieselbe aufs deutlichste als das, was sie nach dem Urteile ihrer Zeitgenossen war, von denen Bussy sie „eine Frau von Geist“ nennt, „aber von einem herben Geist, von einer unerträglichen Überhebung, die sich ebensoviel Feinde gemacht hat, wie die Mutter Freunde, ja Anbeter“. Diese letztere Bemerkung bestätigt Saint-Simon; und in der eben erschienenen Schrift des Marquis von Saporta findet sich eine in dieser Hinsicht bezeichnende Stelle. Derselbe erzählt, daß es in der Provence, besonders in Aix, heute noch eine Art mündlicher Überlieferung darüber gäbe, wie Frau von Sévigné durch ihre vollkommene Anmut und den Reiz ihres Wesens immer den häßlichen Eindruck verwischt habe, den die Tochter mit ihrer kalten Würde und ihrer häßlich-hochmütigen Art hervorzurufen pflegte. Am

sonderbarsten ist die Art, wie P. Janet in seiner oben genannten Abhandlung über den Charakter der Frau von Grignan spricht. Ist schon die Art, wie er die von ihrer Tochter zurückgehaltenen, wenn nicht vernichteten Briefe wiederherzustellen sucht, wissenschaftlich unhaltbar, so muß folgende Schlufsdarstellung gradezu überraschen. Er sagt, sie sei eine Frau von Kopf und Geschick gewesen, voll Menschenkenntnis und fest und konsequent in ihrer Lebensweise; aber von geringem Zartgefühl, es sei denn in einer plötzlichen Aufwallung, ohne Anmut, von einem Geiste, aus dem hin und wieder ein heller Blitz zuckte, aber sonst von einer gewissen Trockenheit; sie habe in ihrem Herzen die Religion durch eine kalte Philosophie ersetzt und habe sich zu den übertriebenen Ausgaben, die den Untergang ihres Hauses veranlaßt haben, verleiten lassen durch den leidenschaftlichen Wunsch sich zu zeigen und zu glänzen. Und nach diesen Erklärungen, die wir nach dem Gesagten gern unterschreiben, zieht er als Schlufssatz die Folgerung, sie sei eine Frau von bedeutenden Eigenschaften gewesen, wenn auch ihrer Mutter nicht gleich. Wie das aus dem vorher von ihm selbst aufgestellten Bilde der Gesamteindruck sein soll, ist schwer zu verstehen. Es ist wohl, wie so häufig, der nicht ganz unberechtigte Wunsch des Verfassers, die Person, mit deren Wesen er sich eingehend und mit Hingebung und Scharfsinn beschäftigt, bei der er auch viele empfehlenswerte Seiten gefunden hat, von diesen Seiten am liebsten zu zeigen. So erklärt sich die auffällige Erscheinung, daß über die nicht vorhandenen Briefe der Frau von Grignan von gleich urteilsfähigen Männern genau die entgegengesetzten Vermutungen ausgesprochen werden bei der Frage, ob wir über die Schreiberin besser oder schlechter urteilen würden, wenn wir sie hätten. P. Janet nennt sie eine „in contumaciam Verurteilte“; Boissier sagt, wir würden besser über sie urteilen, wenn wir ihre Briefe lesen könnten. Vallery Radot glaubt, wenn man verschiedene Standpunkte der Beurteilung wählte, so würde sie von Seiten der Moral einem verdamnenden Urteil nicht entgehen können, aber in litterarischer Beziehung entschieden gewinnen. Auch diese letztere Behauptung kann nur durch Urteile der Mutter gestützt werden, deren Schwäche wir kennen; und es kommt hinzu, daß alle Lobsprüche, die sie ihr erteilt, aus der ersten Zeit des Briefwechsels sind und mir immer wie Ermutigungen klingen, um weitere Briefe zu veranlassen von Seiten einer Schreiberin, die „die Einzelheiten hafte aus Besorgnis, der rednerische Eindruck des ganzen Briefs könnte darunter leiden“. Dieses Wort der Mutter, „die sich wohl auf Stilgattungen verstand“, beweist so recht klar und deutlich, daß die Briefe der Tochter keine Briefe im Sinne der Mutter, das heißt überhaupt keine Briefe waren, die einen Wert hatten. Denn daß dieselben etwa im Sinne eines Pascal und Voiture Briefe gewesen sein könnten, das heißt Abhandlungen in Form von Briefen, glaubt niemand, der den jämmerlichen Aufsatz der philosophischen Gräfin „Sur l'amour de Dieu“ gelesen hat. Lassen wir also die Tochter der Mutter so unähnlich sein, wie sie es war. Man hat ihre Porträts nebeneinander gehalten, und der große Unterschied springt in die Augen: Auf der einen Seite das offene, etwas breite Gesicht der Mutter, bei dem aus jedem Zuge Wohlwollen, Aufrichtigkeit und Heiterkeit hervorsticht; auf der andern das viel hübschere, schmale, aber verschlossene Gesicht der Tochter, in welchem alles „die Zierliese“ (la minaude) verrät, aus dem die beiden malerischsten ihrer Züge unwiderleglich sprechen, „Kälte und Trockenheit“. So hat sogar Joseph de Maistre, einer der wenigen unbedingten Verteidiger der Frau von Grignan, doch sein Urteil über sie in den drolligen

Satz zusammengefaßt: „Wenn ich zwischen Mutter und Tochter zu wählen hätte, so heiratete ich die Tochter; dann aber reiste ich fort, um von der Mutter Briefe zu bekommen“. — Zu den wenigen, die das eigentlich doch allein berechnete Gefühl bei der Unterdrückung der Briefe haben, nämlich, daß der Ruf der Schreiberin durch die Veröffentlichung gelitten hätte, und zwar nicht bloß wegen der darin enthaltenen Angaben über den jähen Niedergang des Hauses Grignan, sondern vielleicht weit mehr wegen der Beweise gegen ihren Charakter, die sie enthielten, gehört Herr von Sacy, der die letzte Ausgabe der Briefe vor derjenigen in den *Grands écrivains* besorgt hat. Er sagt es gradeheraus, er habe das Gefühl, das Vergnügen sich die Briefe der Tochter in der Phantasie vorzustellen (nach den Andeutungen der Mutter) sei größer als dasjenige, dieselben wirklich zu kennen. Die Bemerkung, mit der Herr von Sacy diese Worte begleitet, die Briefe der Frau von Grignan würden, wenn wir sie hätten, die Sammlungen der Briefe der Mutter um das Doppelte verdicken, klingt hart, und macht auf mich den Eindruck, als ob Herr von Sacy ähnlich gesonnen gewesen sei, wie manche Franzosen, namentlich Cherbuliez, der da findet, es seien nun nachgrade Briefe der Frau von Sévigné und ihrer Freunde genug herausgegeben. Die Menge der Briefe der Tochter, „die keinen Posttag versäumte, ihrer Mutter zu schreiben“, spricht wenigstens insofern für dieselbe, daß sie so wohl erzogen war, jeden Brief zu beantworten. Und das ist ihr gewiß oft schwer genug geworden, so ganz ihrer Natur zuwider zu handeln, die „sich zusammenzog, wenn sie von sich selbst sprechen sollte“, die als sie zur Beichte ging, einmal sich so wenig entschließen konnte, von sich zu sprechen, daß sie nur ausrief: „O mein Vater, ist es heute aber warm!“ Und die Mutter ging vielleicht nicht den ganz richtigen Weg, die nun einmal etwas kaltherzige Tochter immer wieder zu einer so redseligen Liebe zwingen zu wollen, wie es ihre eigene war. „Zum rechten Lieben gehört Geschicklichkeit“, und zu jener größten Liebe, die nur verwundert fragt: „wenn ich dich liebe, was geht's dich an?“ hat sich Frau von Sévigné doch nicht aufgeschwungen. Ja, wenn es gewiß wahr ist, daß „ein Gefühl, welches über sich selbst geschwätzig zu reden versteht, entweder kein rechtes ist oder sich tot schwatzt“, so wird man den Gedanken nicht unterdrücken können, als ob wohl die allzuheifse Liebe der Mutter zur Tochter ein gut Teil Sache der Stilistik, nicht des Herzens war. Und dieser Gedanke paßt nicht übel in das Bild der Frau von Sévigné, das wir bei unparteiischer Beobachtung bekommen. Wie hätte sonst der Sohn, der lebenswürdige, geistreiche und entsagungsvolle Sohn, „die Ehrenhaftigkeit und die Güte selbst“, scheinbar so sehr gegen die Tochter zurücktreten können? Was thun die Grignans für ihren Sohn? Was Frau von Sévigné? Nicht etwa daß die ersteren sich irgend welche Beschränkung auferlegt hätten, um das dadurch Ersparte an ihren Sohn zu wenden; aber sie machten doch zu einer Zeit, wo sie für sich schon vorsichtiger Schulden machten, für die Ausstattung des Sohnes alle Ausgaben, die sein Auftreten in der Welt glänzend machen konnten, ohne alle Rücksicht auf ihre Verhältnisse. Frau von Sévigné hat für ihren Sohn nicht mehr ausgegeben, als manche kleine Adelsfamilie. Lange Jahre hat er sich mit der Stelle eines Guidon begnügen müssen, die der eines Kavallerie-Lieutenants von heute gleichzustellen ist. Und das war für einen Marquis von Sévigné keine Stelle, in der er so lange bleiben mußte. Das wußte auch die Mutter recht gut, da sie selbst schreibt, ihr Sohn sei „in Verzweiflung über seine Junkerstellung“. Und doch hätte sie ihm wohl helfen können; man rückte ja damals nicht durch

Alter oder Verdienst auf, sondern sowie man das Geld hatte, sich eine höhere Stelle zu kaufen, verkaufte man die niedrigere. Bei Karl von Sévigné mußte Frau von La Fayette ihrer Freundin erst energische Vorstellungen machen, als es sich darum handelte, seine Schwadron zum Ausmarsch ins Feld neu auszurüsten, oder um Frau von Sévignés eigenen, wenig präziösen Ausdruck zu brauchen, „um sich die Seiten zu drücken zur Ausstattung des Sohnes“. Die Stelle in dem Briefe der Frau von La Fayette ist in vieler Beziehung bezeichnend für die Mutter und ihre Kinder, ja für die Zeitverhältnisse überhaupt; er hat eine Ähnlichkeit mit dem, oft für unächt gehaltenen Briefe Fénelons an Ludwig XIV. Sie schreibt: „Es handelt sich um einen Feldzug ohne Ende. Jedermann ist in Verzweiflung und richtet sich zu Grunde; es geht nicht anders, Ihr Sohn muß dasselbe thun; sodann sollte aber auch die große Freundschaft, die Sie für Frau von Grignan hegen, Sie einmal zu einem Beweise einer ähnlichen für den Bruder veranlassen!“ — Die Genauigkeit, mit der wir durch die Briefe der Mutter über die Jugendgalanterien Karls von Sévigné unterrichtet sind, hat meiner Meinung nach ein grundfalsches Bild von diesem Sohne in die meisten Darstellungen seines Charakters gebracht. Am schlimmsten kommt er bei Lotheissen fort: „Er hatte des Vaters Leichtsinns geerbt; er berichtete der Mutter von seinen schmutzigsten Verhältnissen; es überrascht uns nicht, zu hören, daß er in späterer Zeit fromm wurde, nachdem er sich ausgetobt hatte, und das Leben ihm nichts mehr bot“. Dabei findet es Lotheissen selber „sonderbar, daß er seine Mutter zur Vertrauten seiner Verhältnisse machte“. Als ob das eine so seltene Erscheinung wäre. „Der Vater kann durch eine solche Vertrauensstellung an Ansehen verlieren; die Mutter bewahrt sich dadurch mindestens die Freiheit, gute Ratschläge zu erteilen“ und schlimme Folgen zu verhüten. Wir werden der Marquise den Vorwurf nicht ersparen können, bei diesen Ratschlägen und Besprechungen nicht immer in erforderlicher Weise ernst geblieben zu sein. „Ihre Strafpredigten endigten meist damit, daß sie über einen lustigen Einwand von ihm vor Lachen losplatzen mußte“. Zudem bestanden jene „schmutzigen Verhältnisse“ zur Ninon de Lenclos, der „Aspasia Frankreichs“, zur Schauspielerin Champmeslé und anderen Frequentiertheiten der Zeit hauptsächlich in Zusammenkünften, in denen er bei diesen Damen die Gesellschaft eines Boileau und Racine fand, wohl auch „des guten La Fontaine“, den die Mutter bei ihrer Voreingenommenheit für ihn in ihren Scheltbriefen wohl absichtlich immer vergiftet. Der junge Marquis kann kaum allzutief in den Netzen jener Damen verstrickt gewesen sein, von denen Ninon, bei der hinzukommt, daß in der Reihe ihrer Günstlinge 20 Jahre früher der Vater des jungen Sévigné gestanden hatte, ihn wegen seiner „taubenhaften Einfalt“ verspottete und in seiner Kälte „einen Racefehler der Sévigné“ erkannte, während die Schauspielerin bei der Kühle seiner Leidenschaft sich „damit begnügte, ihn ihre Soupers bezahlen zu lassen“. Diese Thatfachen, die damals jedermann kannte und gern besprach, haben eben das oben angeführte Urteil über ihn bei seinen Zeitgenossen veranlaßt, daß „er nicht aus dem Stoffe war, aus dem man die Leidenschaften schnitzt“. So wurde es ihm nicht schwer, das Leben am Hofe allmählich ganz aufzugeben zugleich mit seiner Stelle im Heere. Im Jahre 1684 verheiratete er sich mit einem Fräulein Johanna Margarete von Mauron, der Tochter eines Herrn von Brehan, Baron von Mauron, conseiller au parlement de Bretagne. Es war „eine gute Geldheirat in einer Zeit, wo das Geld knapp geworden war“; der Schwiegervater, ein ächter, etwas dickköpfiger Nieder-Bretagner,

war mit den 200 000 Fres. Mitgift, die er seiner Tochter gab, sehr vorsichtig, „so wenig lebenswürdig und so schwierig“, daß die ganzen Unterhandlungen zeitweise zu scheitern drohten. Indes die Heirat kam zustande, und das junge Ehepaar, dessen Ehe kinderlos geblieben ist, lebte in der glücklichsten Harmonie; namentlich verstand es die junge Frau vortrefflich, sich ganz den Neigungen ihres Gatten anzupassen, „ganz in seinen Anschauungen aufzugehen“. So trifft hier, wo es sich um den Sohn handelt, das milde Urteil der Mutter wohl das Richtige, wenn sie zwei Jahre nach der Hochzeit von ihm sagt, er habe sich ganz in seine Häuslichkeit zurückgezogen „mit einem Fonds von christlicher Philosophie, der mit einem bischen Ascetik verbrämt sei; über dem Ganzen die zärtlichste Liebe zu seiner Frau, von der er in derselben Weise geliebt sei; alles in allem der glücklichste Mensch von der Welt, weil er leben könne ganz wie er will“. Welch ein Gegensatz zu dem Leben der Grignans! Bei diesen alles grobsartig, aber innen faul und den nahen Zusammenbruch drohend; bei jenem alles klein und anspruchslos, aber solide. Es macht einen sonderbaren Eindruck zu sehen, wie klar und deutlich die Mutter dieses Gefühl auch hatte, die bei ihrem Sohne eine auffallende Neigung zeigt, Verkleinerungswörter zu brauchen: „Er glänzelt in der Bretagne im Kreistage“; „alles an ihm kommt ihr vornehm vor, aber klein“.

Es bleiben noch einige Seiten des Charakters der Marquise von Sévigné, die in dem bisherigen Zusammenhange keine Stelle gefunden haben und die doch recht wohl imstande sind, das Bild zu vervollständigen. Eine recht charakteristische Seite an ihr ist ihr Verhältnis zur Medizin und zu den Ärzten; und so hat sich denn, wie oben gesagt, ein Arzt in Paris vor etwa 30 Jahren die Mühe gegeben, alles, was sich an Ansichten über diesen Punkt, an angewandten Mitteln der Gesundheitspflege und der Krankheitsheilung in ihren Briefen findet, zusammenzustellen. Es ist unglaublich zu lesen, wie viel diese Frau, die bis in ihr 50stes Lebensjahr nie krank gewesen ist und auch da nicht innerlich, sondern an einem, freilich recht schmerzhaften Rheumatismus, ihr ganzes Leben lang an Arzneimitteln zu sich genommen hat. Allerdings waren diese selten von Ärzten verordnet; sie gehörte zu der großen Zahl von Menschen, die von keinem Mittel hören können, ohne es an sich zu versuchen, die vom ersten besten Kurpfuscher empfohlenen am liebsten. Sie nimmt den Ärzten gegenüber ganz die Stellung ihrer Zeit ein: Sie spottet über die lächerliche Art, wie sich dieselben benehmen, um ihre Unwissenheit zu verdecken; aber „während sie sich über Molières Eingebildeten Kranken lustig macht, bemerkt sie nicht, daß sie über ihr eigenes Bild lacht in dem Spiegel, den Molières Hand ihr vorhält.“ Sie befragt, ohne krank zu sein, so oft wie möglich einen neuen Arzt und wendet seine Vorschriften an. „Ich befinde mich vollkommen wohl, schreibt sie, und ich mache mir immer ein Gewissen daraus, diese Vollkommenheit der Gesundheit durch eine Medizin anzugreifen“. Es ist nicht zu sagen, was für „Blutreinigungsmittel“ diese Frau ihr Leben lang genommen hat. Sie steckt bei aller Klarheit ihres Geistes voller Glauben an die albernsten Mittel der Sympathie. „Das sympathische Pulver“ braucht nur in kleinster Menge auf etwas Blut gestreut zu werden, das aus einer Wunde geflossen ist, und der Verwundete, der nicht etwa dabei zu sein braucht, fühlt augenblicklich eine Erleichterung, die Schmerzen lassen nach, die Wunde heilt. Die „guten Kapuziner“ haben gegen rheumatische Geschwulst eine Zusammenstellung von Kräutern erfunden; man legt dieselben zweimal des Tages auf die Geschwulst; bald werden sie ganz durchnäst, dann nimmt man sie weg und scharrt

sie unter Beobachtung eines bestimmten Zeremoniells in die Erde. Sowie sie daselbst verfaulen, beginnt die erkrankte Stelle zu schwitzen und sich zu erweichen. Ähnliche Wunder verrichtet ein Pulver aus getrockneten Krebsaugen, ferner „Schlangensbouillon“ und ein letztes Mittel gegen „die schwarze Galle“ ist Hasenblut, aber der Hase muß auf der Parforcejagd erlegt sein. Gegen die schrecklichen Folgen des Bisses toller Hunde hilft es, wenn man sich dreimal ins Meer werfen läßt. Und in dem einen Falle, in welchem wir die Anwendung desselben durch Frau von Sévigné kennen, hat es auch geholfen. Derselbe kleine Hund, der krank war und an Tollwut verendet ist, hat drei Damen, Frau von Ludres, Frau von Rouvray und Frau von Coëtlogon, gebissen. Acht Tage darauf fahren sie zusammen nach Dieppe, sich ins Meer werfen zu lassen, und es ist keine von ihnen erkrankt. Die französischen Küstenbewohner kennen übrigens dies Mittel heute noch. Sie gehen zwar erst zum Arzt und lassen sich die Wunde ausbrennen; dann aber lassen sie sich noch dreimal ins Meer werfen. — Frau von Sévigné glaubt an „feuerfeste Männer“, das heißt an ein Geheimmittel, das die Menschen feuerfest macht. Ein Mann in Vitré läßt sich auf ihrer Stube von ihrem eigenen Siegelack 10—12 Tropfen hellbrennend in die Hand, ja auf die Zunge schütten, ohne daß dieselben den geringsten Eindruck machen. „Er besitzt das Geheimnis des Mannes, von dem Du in Paris hast reden hören“. — Frau von Sévigné glaubt fest daran, daß die Erscheinung eines Kometen, wie des großen von 1681, der „den schönsten Schweif hatte, den man je zu sehen kriegen kann“, die sündhaften Menschen davon benachrichtigen soll, daß der Himmel ernstlich daran denkt, sie zu bestrafen. Und man hört ihrer Darstellung das heimliche Grauen an, wenn sie bei der Gelegenheit von Mazarin erzählt, er habe einmal den Mut gehabt, als man während einer Krankheit von ihm die Erscheinung eines Kometen als unheilbedeutend für ihn auslegte, zu sagen: „Der Komet erweist mir aber auch zu viel Ehre!“ — Man hatte damals in vielen Kreisen gern den „Mailänder Kalender“, der Weissagungen enthielt. Dieser verkündete für den 13. Februar 1687, es werde eine große Regierung enden; ein Bruder wird um den Tod des andern keine Thräne vergießen. Die beiden Brüder de Créqui, der Marschall und Gouverneur von Paris und der Herzog, starben um diese Zeit fast gleichzeitig, sodaß in der That keiner den andern beweinen konnte. Frau von Sévigné findet, daß „diese Genauigkeit im Zusammentreffen mit jener Weissagung doch recht ergötzlich ist.“ — Gradezu unglaublich klingt, was man alles glaubte über sympathische Erscheinungen am Blute Verwandter. Am 15. März 1684 schreibt Frau von Sévigné, sie habe am Morgen dieses Tages plötzlich einen Schwächezustand empfunden; es müsse wohl einem ihrer Verwandten zur Ader gelassen worden sein, oder, fügt sie bezeichnend hinzu, ihr selbst. Dies letztere soll ja nun freilich scherzhaft klingen. Aber es wird glaubhaft, wenn man bedenkt, für wie weitgehend die Adelsfamilien von damals ihre Vorrechte über andere Sterbliche hielten, ja sogar über deren und ihre eigene Vernunft. Es ist übrigens Thatsache, daß Spiritismus, Gedankenleserei und ähnliche Mysterien oder besser Mystifikationen auch heute noch, und auch bei uns, unter dem Adel mehr Gläubige finden als unter dem „dritten Stande“. — Höchst drollig ist die Art, wie neu aufkommende Genußmittel genossen und in ihren Wirkungen beurteilt werden. Thee, Kaffee und Chokolade sind eben bekannt geworden. Je mehr man davon nimmt, denkt man, um so klarer und früher wird man die Wirkungen zu beurteilen vermögen. Man trinkt 12 Tassen Thee täglich; „der Landgraf trinkt jeden Morgen 40 Tassen davon“. „Aber ich bitte Sie,

gnädige Frau, es sind doch wohl nur 30?“ „Nein, volle 40; er war auf den Tod krank, und der Thee erweckt ihn zusehends zu neuem Leben“. Der Kaffee gefällt sehr; indes fühlt man seine aufregende Wirkung allzu deutlich. Was thut man? Genau das Gegenteil vom Richtigen: Man nimmt Sahne dazu und süßt ihn mit Honig. Thut man letzteres mit Narbonner Honig, so soll das Ganze eine Heilwirkung für Brustleidende haben. Am schlimmsten kommt die Chokolade weg. Frau von Sévigné hat sie zuerst sehr gern; sie nimmt sie „an einem Fasttage, um das Fasten bis zum Abend auszuhalten“, „nach einem Mittagshalle zur Verdauung, um tüchtig zu Abend essen zu können“; „das ist das Drollige an ihr, daß sie ganz nach der Absicht des Genießenden alle Wirkungen hat, die der wünscht“. Aber das Urteil ändert sich: „Alle Leute, die sie zuerst rühmten, verfluchen sie jetzt; sie bringt des vapeurs und Herzklopfen hervor; sie schmeichelt sich zuerst sehr ein; dann aber entfacht sie plötzlich ein ununterbrochenes Fieber, das zum Tode führt.“ Sie thut Schlimmeres: „die Marquise von Coëtlogon hat vor der Geburt eines Knaben sehr viel davon getrunken; da wird der Knabe geboren; er ist schwarz wie der Teufel und stirbt auch bald“. Solcher Dinge giebt es unzählige. Das Buch, das P. Mesnière darüber geschrieben hat, hat 145 sehr eng gedruckte Seiten in großem Oktavformat.

Nicht übergangen werden darf hier die Art, wie eine Frau von der Bildung und Stellung der Marquise über solche die Medizin, Gesundheitspflege, überhaupt die intimsten Fragen betreffenden Dinge zu ihren Freunden, ja zu ihren Kindern spricht. Sie kennzeichnet ihre ganze Zeit. Grüsse wie der folgende an ihren Schwiegersohn sind doch stark über die Grenze dessen hinaus, was heutzutage eine Mutter ihrer Tochter vor einer Geburt schreibt: „Deinem Manne schicke ich tausend Küsse, obgleich er sie gar nicht verdient. Da er aber doch an allem schuld ist, so soll er wenigstens seinen Fehler wieder gut machen, indem er sorgfältig auf Deine Gesundheit achtet“. Als das erste Kind kein Sohn ist, wird es von der eigenen Mutter äußerst kühl aufgenommen, und eine Entschuldigung an den abwesenden Mann geschickt; die Schwiegermutter kommt geschickter über das Unglück hinweg. „Mme. de Puisieux dit, so schreibt sie an den Schwiegersohn, que si vous aviez envie d'avoir un fils, vous preniez la peine de le faire“. Und sie findet diesen Ausspruch so richtig wie gut. Nach der Geburt eines Sohnes fürchtet sie von weiteren Geburten der Tochter eine Einbusse an ihrer Schönheit. Allzuoft kehren Vorwürfe gegen den Schwiegersohn wieder; ja sie giebt der Tochter ins Kleinste gehende Verhaltensmaßregeln gegen das gefürchtete Übel. Die Befolgung dieser Maßregeln lobt sie dann mit der gradezu frivol klingenden Wendung: „Ich danke Dir sehr, daß du hübsch folgsam bist, und dich davor hütetest; vermeide es ebenso sorgfältig wie die Pocken“. — Indes ließen sich solche Lehren mit der Sorge um die Gesundheit noch allenfalls entschuldigen. Anders, wenn die Mutter sich offen und herzlich über recht pikante Geschichten freut, die der Sohn gehört hat und ihr mitbringt, oder die er selbst erlebt hat, und wenn sie dieselben sofort der Tochter schreibt. In einem Briefe vom 8. April 1671 berichtet sie ihr seinen Zerfall mit der Ninon und der Champmeslé. Nach dem hübschen Übergang „Parlons un peu de votre frère“ fährt sie fort: Il a eu son congé de Ninon; und dann erzählt sie von der Champmeslé, die sie nach ihrer Rolle im „Cid“ Chimène nennt: Il avait trouvé une occasion favorable, et cependant, oserais-je le dire? „Son dada demeura court à Lérída“. La demoiselle ne s'était jamais trouvée à telle fête; le cavalier en désordre sortit en déroute, croyant être ensorcelé; et ce qui vous paraîtra plaisant, c'est qu'il mourait d'envie de

me conter sa déconvenue. Nous rîmes fort; je lui dis que j'étais ravie qu'il fût puni par où il avait péché. Il s'est pris à moi et me dit que je lui avais donné de ma glace; il disait les plus folles choses du monde, et moi aussi: c'était une scène digne de Molière. Die Worte „son dada demeura court à Lérída“ sind wohl der Kehrreim eines der vielen Spottlieder, die man damals sang auf die Aufhebung der Belagerung von Lérída (Ilerda), welches mehrere Generale, so der Graf d'Harcourt und der Herzog von Enghien 1646 und 1647 belagert hatten, ohne hineinkommen zu können. — Gleichsam weil sie einmal bei diesem Gegenstande ist, fährt sie fort: Il me contait l'autre jour qu'un comédien voulait se marier, quoiqu'il eût un certain mal un peu dangereux; et son camarade lui dit: „Eh morbleu! attends que tu sois guéri, tu nous perdras tous“. Cela m'a paru fort épigramme. Solche Dinge schreibt die Mutter einer Tochter von 25 Jahren, die seit zwei Jahren verheiratet ist. Freilich sind einige von den Briefen, die Vetter Bussy 1654 und 1655 vor seiner Abreise zum Heere in Spanien und aus dem Lager daselbst der noch nicht 30jährigen, eben verwitweten Cousine schrieb, insofern schlimmer, als sie von einem Manne an eine Dame gerichtet sind. Man sieht, welches der Ton gewesen sein muß, vor dem sich die Damen zuerst ins Hôtel Rambouillet geflüchtet haben. Denn solche Geschichten hatte man allerdings vorher in großen Gesellschaften, auch bei Hofe erzählt. Mit den Gewohnheiten der Zeit sind denn auch manche anderen, uns recht stark auffallenden Äußerungen der Marquise zu erklären. Bei ihren Reisen freut sie sich über den Schmuck der Landstraßen, der darin besteht, daß man Gesindel aller Art kurzer Hand auf der Landstraße an dem nächsten Baume aufhängte und hängen liefs. Sie fügt sogar hinzu, daß eigentlich die Glieder von Geräderten, an der Straße aufgehängt, noch mehr Eindruck machen. Der ungeheuren „Hängerei“ in der Bretagne nach dem großen Aufstande von 1675 weiß sie spafsige Seiten abzugewinnen, ebenso der furchtbaren Verfolgung der Hugenotten nach der Aufhebung des Edikts von Nantes. „Niemals hat irgend ein König Denkwürdigeres gethan noch kann er es je thun“, schreibt sie an Bussy; „die Dragoner haben sich bisher als ausgezeichnete Missionare bewährt“. Sie war eine hervorragende Frau ihrer Zeit, aber doch eben eine Frau ihrer Zeit.

Mit einem Punkte, in dem sie aus der Umgebung ihrer Zeitgenossen heraustritt, kommen wir zu freundlicheren Bildern, sowohl von ihr selbst als auch von ihrer Zeit, es ist mit dem, was wir „Natursinn“ nennen, der Kenntnis der Natur und der Liebe zu derselben. Man hat den Schriftstellern des großen Jahrhunderts mit Recht den Vorwurf gemacht, sie hätten ein Naturgefühl noch nicht gekannt; es sei unmöglich, sich einen Corneille, Racine, Molière, Boileau träumerisch durch Feld und Wald schweifend zu denken. Die Einzelheiten, die Molière in seinen „Überlästigen“ über Jagdangelegenheiten bringt, hatte er ja, nach ausdrücklicher Überlieferung, vom Könige selbst dazu erhalten. Wenn ein Kanzelredner einen überwältigenden Vorgang in der Natur schildert, so sieht er nur „das Antlitz Gottes in der aufgehenden Sonne“, und Bossuets Gärtner konnte im Unmut über seine vergeblichen Bemühungen, von seinem Herrn ein anerkennendes Wort über seine gärtnerischen Leistungen herauszubekommen, wohl ausrufen: „Wenn ich meine Zuchterfolge von ihnen wollte bewundert sehen, so müßte ich Heilige, wie den Johann Chrysostomus, ziehen“. Molière läßt den Prolog zum „Eingebildeten Kranken“ an einem „ländlichen, und trotzdem recht angenehmen Orte“ spielen. Boileau sieht die größte Annehmlichkeit des Landlebens darin, daß man da nicht von lästigen Besuchern gestört

wird. Aus der Zahl der Schriftsteller treten da La Fontaine und Frau von Sévigné weit hervor. Die ebenso treffenden wie begeisterten Naturschilderungen des Fabulisten sind bekannt. Schon dafs er unter den gleichzeitigen Schriftstellern der Frau von Sévigné am meisten bekannt ist, von ihr am meisten geschätzt wird, zeigt, dafs eine Neigung zu denselben Empfindungen auch bei ihr vorhanden gewesen sein mufs. Auch sie findet draussen auf dem Lande alles herrlich, sogar die Regengüsse; jeder Jahreszeit weifs sie ihre schöne Seite abzugewinnen. Sie kennt jeden Vogel im Parke von Livry und seinen Gesang; im April empfindet sie so etwas „wie Lärm und Luft vom Lenze“. Und ihre Tochter, die sich höchlich blamiert, indem sie ihr am 13. Juni schreibt, sie habe eben die Nachtigall schlagen hören, wird mit der allerliebsten Bemerkung zurechtgewiesen: „Die Nachtigall im Juni? Die hat jetzt solidere Gedanken als die an Singen und Liebe; sie richtet ihren kleinen Haushalt ein“.

Endlich vervollständigt der Tod der Frau von Sévigné in jeder Weise das Bild, das wir von ihr aus ihrem Leben haben. Solange sie in Frische und Gesundheit lebt, äufsert sie oft recht trübe Gedanken über das Sterben. „Ohne um meine Zustimmung gefragt worden zu sein, bin ich ins Leben eingetreten; der Gedanke, dafs ich notwendig hinaus mufs, könnte mich töten. Ferner wie und wo und wann werde ich das Leben verlassen? Werde ich des Himmels würdig sein oder die Hölle verdienen? Wäre ich doch lieber auf dem Arme meiner Amme gestorben!“ Aber „ein einziger Hauch frischer Luft, ein Strahl der Sonne nimmt solche Dämmerungsbetrachtungen mit sich fort“. Und als sie vor dem Tode stand, waren nach den Worten ihres Schwiegersohnes, ihre „Festigkeit und ihre Ergebung erstaunenswert“. Sie starb an den Pocken, und ihre Tochter befolgte den ihr einst gegebenen Rat, sich ja vor den Pocken zu hüten, so streng, dafs sie durch keine Bitten der Mutter zu bewegen war, an ihr Krankenlager zu kommen. Das ganze Leben der Frau von Sévigné war ein beständiges Sehnen nach der Tochter gewesen. Sie starb auf dem Schlosse derselben einsam und verlassen, wie in einer „fremden Herberge“. Und doch will es das Schicksal, dafs auch die Tochter der furchtbaren Krankheit, neun Jahre nach der Mutter, erliegt, nachdem sie ihren Sohn, ihre ganze Hoffnung, kurz vorher eben daran hat sterben sehen. Ist so die Tochter in den letzten Stunden der Mutter dieselbe wie stets, kalt und egoistisch, so zeigt sich nach dem Tode der Mutter der Bruder wieder in seiner Vortrefflichkeit: Während seines ganzen Lebens hat er hinter der Schwester zurückgestanden und ist noch dazu immer dem Argwohn ausgesetzt gewesen, er sei eifersüchtig auf dieselbe. Jetzt ist auch das Testament der Mutter ganz zu Gunsten der Schwester abgefafst, und doch hat er auch jetzt nur den Wunsch, „in zärtlicher Liebe zur Schwester den besten Gehorsam gegen die beste und liebenswürdigste aller Mütter zu finden“.

wird. Aus der Zahl der ... und Frau von Sévigné weit
hervor. Die ebenso treff
bekannt. Schon dafs er
am meisten bekannt ist,
denselben Empfindungen
draußen auf dem Lande
ihre schöne Seite abzugev
Gesang; im April empfin
Tochter, die sich höchlich
Nachtigall schlagen hören
Nachtigall im Juni? Die
richtet ihren kleinen Haus

Endlich vervollst
das wir von ihr aus ihre
äußert sie oft recht trüb
gefragt worden zu sein, h
hinaus mufs, könnte mich
verlassen? Werde ich
ich doch lieber auf den
frischer Luft, ein Strahl d
Und als sie vor dem Tod
„Festigkeit und ihre Ergeb
befolgte den ihr einst gege
durch keine Bitten der Mu
Leben der Frau von Sév
starb auf dem Schlosse de
Und doch will es das Schic
nach der Mutter, erliegt,
daran hat sterben sehen.
wie stets, kalt und egoist
in seiner Vortrefflichkeit
zurückgestanden und ist
süchtig auf dieselbe. J
Schwester abgefaßt, und
Liebe zur Schwester der
Mütter zu finden“.

B.I.G.

M

Y

C

Grauskala #13

19

18

17

16

15

14

13

12

11

10

9

8

7

6

5

4

3

2

1

A

B

M

Y

C

